

# **POLYLOGE: Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit**

**Eine Internetzeitschrift für „Integrative Therapie“**

## **15/2001**

### **Herausgegeben von:**

Univ.-Prof. Dr.Dr.Dr. **Hilarion G. Petzold**, Freie Universität Amsterdam, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen, Donau-Universität Krems, Institut St. Denis, Paris

### **In Verbindung mit:**

Dr.med. **Dietrich Eck**, Dipl. Psych., Hamburg, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Dr.med. **Anton Leitner**, Zentrum für psychosoziale Medizin, Donau-Universität, Krems

Univ.-Prof. Dr. phil. **Liliana Igrić**, Universität Zagreb

Univ.-Prof. Dr. phil. **Nitza Katz-Bernstein**, Universität Dortmund

Dipl.-Päd. **Bruno Metzmaker**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit, Düsseldorf

Dipl.-Sup. **Ilse Orth**, Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Düsseldorf/Hückeswagen

Dr. päd. **Waldemar Schuch**, M.A., Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Düsseldorf/Hückeswagen

Prof. Dr.phil. **Johanna Sieper**, Institut St. Denis, Paris, Europäische Akademie für psychosoziale  
Gesundheit, Düsseldorf/Hückeswagen

Lic. phil. **Hanspeter Müller**, Zürich, Stiftung Europäische Akademie für psychosoziale Gesundheit,  
Rorschach

© FPI-Publikationen, Verlag Petzold + Sieper Düsseldorf/Hückeswagen.

[www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm](http://www.FPI-Publikationen.de/materialien.htm)

## **Weibliche *Identität* und Leiblichkeit – Prozesse „konvivialer“ Veränderung und Entwicklung - Überlegungen für die Praxis**

Prof. Dr. Erika Horn, Graz, gewidmet

**Ilse Orth, Erkrath\***  
(2002)

»*Konvivialität* ist ein Term zur Kennzeichnung eines „sozialen Klimas“ wechselseitiger Zugewandtheit, Hilfeleistung und Loyalität, eines verbindlichen Engagements und Commitments für das Wohlergehen des Anderen, durch das sich alle ‘Bewohner’, ‘Gäste’ oder ‘Anrainer’ eines „*Konvivialitätsraumes*“ sicher und zuverlässig unterstützt fühlen können, weil *Affiliationen*, d.h. soziale Beziehungen oder Bindungen mit Nahraumcharakter und eine gemeinsame „*social world*“ mit geteilten „sozialen Repräsentationen“ entstanden sind, die ein „exchange learning/exchange helping“ ermöglichen. *Konvivialität* ist die Grundlage guter ‘naturwüchsiger Sozialbeziehungen’, wie man sie in Freundeskreisen, Nachbarschaft, ‘fundierter Kollegialität’, Selbsthilfegruppen findet, aber auch in ‘professionellen

---

\* Aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit, Hückeswagen und dem Zentrum für psychosoziale Medizin (Leitung Dr. Anton Leitner), Studiengang Supervision, Donau-Universität Krems. Erschien auch in „Integrative Therapie“ 4/2002.

Sozialbeziehungen', wie sie in Therapie, Beratung, Begleitung, Betreuung entstehen können.« (Petzold 1988t)

**Identität** ist ein moderner Begriff, ein zentrales Konzept der Gegenwart. Es hat in therapeutischen und pädagogischen Zusammenhängen eine erhebliche Praxisrelevanz, denn in den helfenden und sozialen Berufen geht es immer wieder um die Unterstützung der „Identitätsarbeit“ (Petzold 1991o) von Menschen, um Hilfen bei fragilen Identitätsprozessen, um Schutz bei gefährdeter Identität. Dabei sind Genderperspektiven, geschlechtsspezifische Überlegungen so wichtig, wie sie vernachlässigt sind (Petzold, Sieper 1998). Mit dem vorliegenden Text, dem ein Vortrag für eine Tagung mit Frauen in helfenden Berufen im Bildungshaus „Maria Trost“ in Graz zu Grunde liegt, soll die Integrative Identitätstheorie (Petzold, Mathias 1983, Müller, Petzold 1999) in einer praxisnahen Form dargestellt werden, die „MenschenarbeiterInnen“ darin unterstützen soll, bewußter Fragen der Identitätsförderung und -sicherung für ihre Praxis zu reflektieren und in ihr Handeln einzubeziehen. Sie sollen auch für die eigene „persönliche“ Integrations- und Entwicklungsarbeit (Orth 1993) Anregungen bieten. Identitätstheoretische Überlegungen haben in meiner eigenen therapeutischen und agogischen Praxis immer eine große Rolle gespielt, gerade weil sie zu einer psychodynamischen Betrachtungsweise eine unverzichtbare Ergänzung bieten. Hier – in der Berücksichtigung von soziologischen und sozialpsychologischen Perspektiven für die therapeutische Arbeit – liegt ein Spezifikum der Integrativen Therapie.

**Identität** steht in den aktuellen Modernisierungsprozessen einer sich immer rasanter und umfassender globalisierenden Gesellschaft und muß deshalb immer wieder von verschiedensten Seiten her untersucht, reflektiert und bestimmt werden. Ohnehin ist eine „reflexive Modernisierung“ (Beck, Giddens, Lash 1996) angesagt, wenn die sich vollziehenden Umwälzungen nicht in einer unkontrollierbaren Eigendynamik entgleisen sollen - und diese Gefahr besteht. Modernisierung ist ein „kollektiver Prozeß menschlicher Selbstsuche, Selbsterkenntnis und Selbstverwirklichung, ja Selbstschöpfung, in dem es das ultimative Ziel aller Forschungs-, Erkenntnis- und Wissensprozesse der Menschheit ist, sich selbst als Einzelwesen und als Gesamtheit immer tiefer zu ergründen, das Leben und das Universum, von dem jeder ein Teil ist, immer besser in seinen Sinnhaftigkeiten zu verstehen“ (Petzold 1988t). Das heißt aber auch, daß es darum geht, die eigene Identität in ihrer prozessualen Konstituierung zu begreifen und aktiv zu gestalten. Dabei wird es notwendig den verwandten **Identitätsbegriff** offenzulegen. Es ist der der „Integrativen Therapie“:

„**Identität** wird durch das Ich konstituiert (G.H. Mead) zusammen mit Identifizierungen (Fremdattributionen) aus dem Kontext, was *social identity* begründet, und von Identifikationen (Selbstattributionen), was *ego identity* begründet, weiterhin durch die Wertung von beidem, d.h. ihrer emotional [valuation] und kognitiv [appraisal] bewertenden Einordnung in biographisch bestimmte Sinnzusammenhänge, die zu Internalisierungen führen (d.h. Verinnerlichung als Archivierung im Leibgedächtnis). Differenzierte und kohärente Ich-Prozesse schaffen im interaktiv-kommunikativen Kontext in narrativen Strömungen (P. Ricœur) und im Kontinuum des Lebens vermittelt Synergieeffekten in sozialen Situationen, Lebenslagen, lifestyle communities eine polyvalente, *vielfacettige Identität* (M. Bakhtin) und durch Akte kritischer Metareflexion und metahermeneutischer Betrachtung der eigenen Subjektkonstitution (M. Foucault) „**emanzipierte Identität**“, die sich immer wieder zu überschreiten vermag, also über eine *transversale* Qualität verfügt. Identitätsqualitäten sind: Stabilität, Konsistenz, Komplexität, Prägnanz bzw. Inkonsistenz, Diffusität etc.“ (Petzold 2002a)

Dieser sehr komplexe Identitätsbegriff wird, so weit es für das Thema notwendig ist, in diesem Text erläutert. Auf den ersten Blick wird deutlich: Identität wird hier nicht als selbstbezogener Privatbereich gesehen, sondern ist in der Matrix sozialer Netzwerke und in „kollektiven mentalen Repräsentationen“, d.h. „sozialen Welten“ zu verorten. (Letztere sind auf der *Megaebene* globalisierter Weltkultur zu sehen – Frauenrechte international betrachtet – auf *Makroebenen* – Frauenrechte in der EU, in Österreich, der BRD, im deutschen Gesundheitswesen – auf *Mesoebenen* – Frauenrechte im Krankenhaus X in Düsseldorf, in der Handelskette K -, aber auch auf Mikroebenen – Frauenrechte im Betrieb Y der Handelskette K, in der Familie Z usw.). Und Identität ist mit identitätsstiftenden Erzählungen verbunden, wie *Ricœur* (1988, 1990) und *Petzold* (1991a, 2001b) gezeigt haben. Es sind Erzählungen über Frauen - von Männern über Frauen, von Frauen über Frauen, von Werbefachleuten über „Männer und Frauen“ oder „Frauen und Männer“ oder „Mütter und Babies“, Erzählungen in Frauengruppen, aber auch über Frauengruppen, Erzählungen bei Politikern und Arbeitgebern – oft sind es auch Märchen oder Falschmeldungen oder gezielt ausgestreute Legenden. Welche Erzählungen gemacht werden, *wie* sie gemacht werden, auf welcher Ebene sie *wie* verbreitet und weitergetragen werden, welchen Glauben wir ihnen schenken, *wie* bewußt oder unreflektiert wir sie gebrauchen (Helferinnen wie Klientinnen) entscheidet über Identität und die Qualität des mit dieser Identität verbundenen Lebens. Dieser Text hier soll auch dazu beitragen, Identität und identitätsbestimmende Standarderzählungen, Erzählfolien und Erzählklischees - wir sprechen auch von „*Narrativen*“ – bewußter zu betrachten und kritisch zu nutzen, wichtiger aber noch unser identitätsförderndes und behinderndes *Erzählen* – wir sprechen von „*Narrationen*“ (*Petzold* 1991a; *Petzold, Orth* 1993), die von Erzählfolien (*narratives*) durchdrungen, ja fixiert sein können – bewußter zu gestalten, denn: Erzählen und Weitererzählen, Erzählungen und ihre Weitergabe und Verbreitung stiften, prägen, formen, deformieren, belasten, fördern, bekräftigen entwickeln – wie auch immer – **Identität**. Weil unser Erzählen (*narration*) selbst von archivierten, in unserem Gedächtnis vorhandenen Erzählfolien (*narratives*) bestimmt sind, kommt es dazu, daß Frauen über Frauen erzählen, ihr eigenes Frauenleben womöglich erzählen in einer Weise, die Frauenrechte schmälert, Frauenidentität schwächt, Identitätschancen verbaut. Beispiel: „Berufstätigkeit im ersten Lebensjahr des Kindes? Unmöglich, eine Mutter hat bei ihrem Baby zu sein! Wir hatten ja noch die Zeit, uns um unsere Kinder zu kümmern. Als meine Tochter noch klein war ... (ein Erzählen, Tradieren, Festlegen von Identität folgt).“ – Das ist eine einseitige Erzählung mit vereinseitigenden Erzählfolien, die Frauenidentität ohne Differenzierungsmöglichkeiten fixiert. Die Beispiele ließen sich vervielfältigen.

Das Identitätskonzept in dieser „integrativen“ Ausarbeitung ist ein für jede Form von psychosozialer Arbeit – Psychotherapie, Beratung, Soziotherapie, Identitäts- und Biographiearbeit (*Petzold* 2001b), Erzählprojekte, Tagebucharbeit (*Straub* 2001; *Petzold, Orth* 1985, 1993) usw. – wesentlich, ja unverzichtbar. Hier wird das Konzept aus der Sicht der „**Integrativen Identitätstheorie**“ dargestellt, wie sie von *Hilarion G. Petzold* (*Petzold, Mathias* 1983; *Petzold, Sieper* 1998) im Rahmen der „**Integrativen Therapie**“ seit Anfang der siebziger Jahre in verschiedenen Kontexten (Drogentherapie, Altenarbeit, *Petzold* 1974, *Petzold, Bubolz* 1976) entwickelt wurde und bis heute weiterentwickelt wird – eben weil der Begriff als Produkt der Modernität sich wandelt (*Müller, Petzold* 1999).

„**Identität** signalisiert, daß in einer *Vielheit* von Menschen die *Besonderheit* eines Einzelnen gegeben ist, der sich von vielen anderen Einzelnen unterscheidet, eben weil er eine 'Identität' hat, ganz besondere Merkmale, welche ihn erkennbar machen. Auf der anderen Seite ist klar, daß dieses Erkennen seiner *Besonderheit* auch die *Vielheit* erfordert, die überhaupt erst Unterscheidbarkeit ermöglicht“ (*Petzold* 2000h).

Wenn man in eine Menschenmenge oder auf eine Gruppe schaut, wird man diesen besonderen Menschen anhand seines Gesichtes, seiner Haarfrisur, seiner Haltung, seiner Bewegung, seiner Kleidung, so wie er leiblich-konkret anwesend ist, wahrnehmen. Man wird ihn wiedererkennen, wenn man ihn schon zuvor gekannt hat. Wenn man ihn allerdings das erste mal gesehen hat, wird man ihn als Unbekannten, Fremden in der Menge der Bekannten identifizieren, was auch ein Erkennen und eine Identitätszuweisung ist. Diese Frau ist mir unbekannt, dieser Mann muß ein Fremder sein! Eine solche *soziologische* Perspektive geht an das Thema Identität gleichsam „von Außen“ heran. Ein oder mehrere Betrachter schauen auf einen anderen, der ein besonderer ist, selbst wenn er einer bestimmten Gruppen zugehört: einer Gruppe von Frauen oder von Männern – eine Geschlechtsidentität wird festgestellt -, von alten Menschen oder jungen Menschen – eine Altersgruppenidentität -, von Krankenschwestern, von Soldaten, von Stewardessen – eine Berufsgruppenidentität. Jede dieser Gruppen –, Geschlechts-, Alters-, Berufsgruppen – konstituiert eine „**soziale Identität**“, dadurch daß ein Einzelner einer solchen Gruppe zugehört. Dieses Moment der *Zugehörigkeit* hat unterschiedliche Dichte: „Das ist ein Mensch“ – eine sehr unspezifische, generalisierte Identifizierung! „Das ist eine Frau“, eine alte oder junge Frau – auch das ist noch sehr unscharf. „Diese junge Frau hier ist unsere neue Mitarbeiterin in der Buchhaltung“. - Das ist schon sehr viel spezifischer, verweist aber dennoch auf verschiedene Zugehörigkeiten. Sie gehört der Gruppe der Frauen, der jungen Frauen, der Gruppe von Firmenmitarbeiterinnen und da dem Staff der Buchhaltung zu. Trotz dieser Zugehörigkeiten hat jede junge Frau, jeder alte Mann, jede Krankenschwester, jeder Pfleger, jede Stewardess, jeder Steward, den wir in seinen jeweiligen Bezugsgruppen erblicken, seine eigene *Hominität*, d.h. ganz besondere Art des Menschseins, eine eigene *Persönlichkeit*, mit der er sich identisch fühlt, durch die er aber auch in sozialen Kontexten erkannt, identifiziert wird. Er hat eine „**persönliche Identität**“, in der sich also eine *individuelle* und *kollektive* Komponente verbinden, Zugehörigkeit und Besonderheit verbinden. Wir identifizieren also auch eine Einzelperson, einen einzelnen Menschen als den, der er ist, auch in seiner jeweiligen Gruppen mit seiner jeweiligen Gruppenzugehörigkeit, seiner **sozialen Identität**. Im einem solchen „**integrativen Identitätsbegriff**“ werden Privates und Gesellschaftliches in einer **kokreativen** Weise verschränkt. Darin liegt seine Fruchtbarkeit. Der Begriff „Kokreativität“ macht dabei deutlich, daß vielfältige individuelle und kollektive kreative Impulse in den Prozessen der Identitätsbildung und Identitätsgestaltung zusammenwirken. Diese soziologische Perspektive betont: der Mensch ist selbst in seiner Privatsphäre immer und unabänderlich ein „soziales Wesen“, ein Gesellschaftswesen ist: „zoon politikón“, wie schon *Aristoteles* sagte. Die Gesellschaftlichkeit, Geselligkeit ist offenbar eine Grundqualität des Menschenwesens, und ein gutes Miteinander, ein freundliches, freundschaftliches Miteinanderleben, wo jeder bei jedem ein willkommener Gast, ein **convivus**, sein kann, ist der Wunsch, die Sehnsucht von Menschen. Das Thema der *Gastlichkeit* hat neuerlich wieder stärkere Beachtung gefunden, insbesondere durch die Arbeiten von *Jaques Derrida*, dann wohl auch, weil es in unserer Kultur eine vernachlässigte Qualität ist – etwa im Unterschied zu islamischen Ländern. Und gerade deshalb erhalten Themen wie Gastlichkeit, Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit, Freundschaft eine brennende Aktualität. In der Integrativen Therapie, vor deren Hintergrund meine Ausführungen stehen, wird von einer „**allgemeinen Konvivialität**“ gesprochen, ein Begriff, den ich kurz erläutern möchte, weil er für meine Überlegungen von Bedeutung ist:

*Petzold* (1988t) definiert: »**Konvivialität** ist die Qualität eines freundlichen, ja heiteren *Miteinanders*, Gemeinschaftlichkeit, die aufkommt, wenn Menschen bei einem Gastmahl oder in einem Gespräch oder einer Erzählrunde zusammensitzen, wenn sie miteinander spielen, singen, wenn Lachen und Scherzen den Raum erfüllt oder sie gemeinsam Musik hören oder einer Erzählung lauschen. Die Qualität der *Konvivialität* umfaßt Verbundenheit in einer Leichtigkeit des Miteinanderseins, wo jeder so sein kann und akzeptiert wird, wie er ist, und so eine ‘*Konvivialität der Verschiedenheit*‘ möglich

wird, wo ein Raum der Sicherheit und Vertrautheit gegeben ist, eine gewisse Intimität integerer *Zwischenleiblichkeit*, in der man ohne Furcht vor Bedrohung, Beschämung, Beschädigung, ohne Intimidierung zusammen sitzen, beieinander sein kann, weil die Andersheit unter dem Schutz der von allen gewünschten, gewollten und gewährten *Gerechtigkeit* steht und jeder in Freiheit (parrhesiastisch) sagen kann, was er für wahr und richtig hält.“ – „**Konvivialität als kordiales Miteinander** macht ‘gutes Leben’ möglich. Der ‘*eubios*‘ aber ist für Menschen der Boden des *Sinnerlebens*. Er wird von dem integrativen „*Koexistenzaxiom*“: „*Sein ist Mitsein, Mensch ist man als Mitmensch*“ unterfangen« (Petzold 1988t).

Über die dieser Arbeit vorangestellten, sozialpsychologischen Bestimmung von „*Konvivialität*“ hinausgehend, betone ich in diesem Kontext mit diesem Begriff der **Konvivialität** als einem „**kordialen Miteinander**“ (ibid.) spezifisch weibliche, und besonders leibnahe Qualitäten, denn es sind zumeist Frauen, die ein gemeinsames Essen herrichten, für zwanglose Stimmung und eine angenehme, heitere Atmosphäre sorgen, die Gastlichkeit pflegen, es sind Frauen die spielerische Aktivitäten (*paidia*) fördern, so verschieden von den ernsten, konkurrenzierenden Spielen (*agon*) von Männern, in denen es um Gewinnen und Verlieren, Sieg oder Niederlage geht. *Konvivialität*, ist die weibliche Fähigkeit Räume der Behaglichkeit, Geborgenheit, Sicherheit, Intimität zu gestalten, in denen Menschen es gut miteinander haben.

Oft scheinen Menschen aber auch aus Habgier, Neid, Mißgunst, Mißtrauen, Feindseligkeit – und hinter all diesem steht zumeist die Furcht, stehen vielfältige Ängste – alles daran zu setzen, genau dieses „gute Miteinander“ zu verhindern. Sie verweigern Zugewandtheit, Gemeinschaftlichkeit, Fürsorge, wechselseitige Unterstützung, verweigern **Gastlichkeit**, die Qualitäten dieser „**allgemeinen Konvivialität**“, die doch überall praktiziert werden sollten, wenn es ein hinlänglich gutes Leben, ein sicheres und glückliches Leben für alle Menschen geben sollte. Diese Verweigerung hat ein gefährliches Potential, wenn sie zum Rückzug, zur Verachtung, zur „Dehumanisierung“ (Petzold 1996j, 2002h) wird. Grundvoraussetzung für ein solches „**menschenwürdiges Leben**“, in dem man und durch das man Menschen in ihrer Identität des Menschseins gerecht wird ist, daß man ein Dach über dem Kopf, Kleidung, genug zu essen, medizinische Versorgung hat, sich in Sicherheit befindet und in seiner Art akzeptiert ist, die Möglichkeit zur freien Entfaltung seiner Talente, Äußerungen seiner Meinung und zur uneingeschränkten Partizipation an den Gütern der Kultur, z.B. Bildung, Wissenbestände, Aktualinformation hat. **Das wäre die Basis für ein menschengerechtes Leben.** Und wo das nicht gewährleistet ist, ist auch Identität gefährdet, so daß Hilfe gebracht, Schutz, Unterstützung, Gastrecht gewährt werden muß, Aufklärungs-, Wissens und Bildungsoffensiven lanciert werden müssen.

Der Begriff der „*Brüderlichkeit*“, der auf eine solche Qualität verweist, zeigt zugleich auch die Problematik auf. Der bedeutende französische Philosoph *Jaques Derrida* (2000) hat deutlich gemacht, das dieser Begriff oft mißbraucht, in unehrlicher Weise gebraucht wurde und wird; denn wer meint es ehrlich, wenn er Bruder sagt, ehrlich mit der Verpflichtung etwa zu Beistand und Hilfe, die in diesem Wort gegeben ist? Und – so fragt *Hilarion Petzold* (2002h) - was ist mit den Schwestern? Gilt das Beistands- und Hilfeversprechen, das im Wort „Bruder“ liegt, für Frauen nicht? Wo sind Verpflichtungen für die Schwestern? – „Geschwisterlichkeit“ wäre vielleicht eine Alternative, aber damit wird die Zugehörigkeit in hohem Maße auf die engsten Verwandtschaftsbande eingeschränkt, und in der Tat ist es so, daß Sorge, Fürsorge, Hilfe, Einsatz, die Bereitschaft zu teilen, desto intensiver ist, je näher die Menschen einander stehen, wenn sie „an einem Familientisch“ sitzen. Aber genau das ist zu überschreiten, wenn man ein „gutes und freundliches Miteinander“, eine „Gastlichkeit“ zwischen Menschen insgesamt anstreben will, wie dies *Derrida* in seinen Überlegungen nahelegt.: „Das bist Du, ich kenne Dich!“ – oder: „Ich kenne Dich nicht, aber ich will Dich kennenlernen!“ – „Und ich bin bereit, mich zu erkennen zu geben, mich bekannt zu machen, mich kennenlernen zu lassen!“. So tragen Menschen durch

Reidentifizierungen, durch wechselseitige Identitätsattributionen, jeweils zur Identität der Anderen bei.

Es gibt neben dieser *soziologischen* Sicht eine andere Möglichkeit, sich dem Identitätsthema zu nähern, eine individuumsgeschichtete, *psychologische*, die auf das Selbsterleben eines Menschen zentriert ist. Hier kann man von einer Identität sprechen, wenn Frau sich „*bei sich*“ fühlt, wenn sie sich „*in ihrer Haut wohl fühlt*“, wenn sie sich „in ihrem Körper zu Hause fühlt“, mit sich identisch erlebt: Es ist *mein* Gesicht, es sind *meine* Hände, es ist mein Gang, meine Art mich zu bewegen, zu tanzen, zu singen, zu sprechen, das ist meine *Leiblichkeit* und meine *Weiblichkeit*. In dieser individuumszentrierten Perspektive wird deutlich, daß sie in wesentlichen Bereichen an die **Leiblichkeit** des Menschen gebunden ist. Wie man sich erföhlt, wie man sich spürt, bestimmt das persönliche Identitätserleben maßgeblich. Wir stehen in einer „*Identifikation*“ mit unserem leiblichen Selbstempfinden. Das „bin ich“, „ich fühle mich mit mir vertraut“. Eine solche *Selbstidentifikation* wird uns in engerer Bedeutung meist erst bewußt, wenn wir uns durch irgend welche Ereignisse „fremd fühlen“. – „So kenne ich mich gar nicht“, „das bin ich von mir gar nicht gewöhnt“. Man wurde verstört, wird verwirrt, steht irgendwie „neben sich“ und die Welt wird unwirklich und unwirtlich, die sozialen Netzwerke verarmen, Menschen ziehen sich zurück und man zieht sich von ihnen zurück. Sie fallen mehr und mehr aus der **Konvivialität**, dem guten Miteinander, aus der Gemeinschaft. In solchen Momenten, die häufig durch „kritische Lebensereignisse“ oder „persönliche Katastrophen“, „traumatische Situationen“ ausgelöst werden, wird Menschen dann plötzlich klar, was es heißt, „*bei sich zu sein*“, „mit sich im Reinen zu sein“, mit sich „zufrieden zu sein“. Dieses Erleben einer „**persönlichen Identität**“ setzt neben dem „eigenleiblichen Spüren“ Vertrautheit mit den Zuständen seines Leibes auch eine Bewußtheit für das eigene Leben, die eigene Lebensgeschichte als leiblich erlebte und für die persönlichen Zukunftsentwürfe voraus: „Ich weiß, wer ich war, wer ich bin und ich weiß auch wohin ich will und wer ich sein werde!“ – „Ich kenne mich, weil ich meine Geschichte kenne, weil ich mich hier und heute kenne, weiß ich, was ich will und was ich erreichen möchte und kann“. In solchen Formen des Selbsterlebens und der Introspektion ist die *persönliche Identität* aber nicht losgelöst von ihrer sozialen Matrix, der „social identity“. Wobei es Menschen in der Regel nicht gleichgültig ist, in welchen *Zugehörigkeiten* sie stehen, welchem Geschlecht oder welcher Altersgruppe sie angehören, welcher Familie, welchem Volk, welcher Glaubensgemeinschaft. Aber in eben diesem *Wissen um seine Kollektivität* weiß ein Mensch um seine *Besonderheit*, weiß „Sie“, daß sie eine *ganz bestimmte* Frau ist, weiß „Er“, daß er ein ganz bestimmter Mann ist, daß „Er“ und „Sie“ ihre jeweilige Familienzugehörigkeit oder Nationalität in einer ganz besonderen Weise leben. Hier wird deutlich, daß Konvivialität sehr generelle und sehr spezifische Seiten und Qualitäten hat und haben muß. Sie ist kein Normprodukt.

Man sieht bei einer solchen identitätstheoretischen Position – das sei nochmals unterstrichen -, daß sie individuelle und soziale Perspektiven verschränkt und daß die „volle Identität“, daß ein umfassendes Identitätsverständnis, **persönliche Identität** und **soziale Identität** verbindet. Und genau das muß ein moderner Identitätsbegriff leisten. In früheren Zeiten, wo Gesellschaften nach Klassen und Ständen organisiert waren, bezogen Menschen ihre Identität durch die Zugehörigkeit zu derartigen sozialen Gruppierungen, die oft auch durch besondere äußere Merkmale, Kleidung, Haartracht, Grußformen, leibliche Signale also, gekennzeichnet waren. Heute, in den mit Recht als „pluralistisch“ bezeichneten Gesellschaften, die nicht erst seit dem Zeitalter der Globalisierung von einer immensen Vielfalt und Unüberschaubarkeit gekennzeichnet sind, wird das Konzept einer „persönlichen Identität“ wesentlich, damit eine Frau oder ein Mann in der gesellschaftlichen Pluralität nicht verloren geht. Verbunden mit einer solchen *konvivialen* identitätstheoretischen Sicht ist eine große Wertschätzung des Einzelnen, die Anerkennung der Bedeutung des Individuums, seiner ganz persönlichen Bürger- und Ehrenrechte. In modernen Staaten kommt dies unter anderem durch eine persönliche Urkunde, einen

„Personalausweis“ zum Ausdruck, der in unseren Nachbarländern ja zutreffend „identity card“ oder „carte d'identité“ heißt.

Um diese identitätstheoretischen Überlegungen, wie sie von *Mead, Krappmann, Keup* oder *Petzold* entwickelt worden sind, etwas zu verdeutlichen und sie näher ins Erleben zu bringen, möchte ich den LeserInnen eine kleine Übung vorschlagen:

*Spüren Sie einfach einmal ihren Körper durch von Kopf bis Fuß oder von den Füßen zum Kopf, von den Händen zur Körpermitte oder von der Körpermitte zu den Extremitäten – ganz wie sie wollen und sich wohl fühlen. Wenn sie ein deutliches „Gespür für sich selbst“ gefunden haben, machen sie sich „ein Bild von sich selbst“, eine Vorstellung, als ob sie in den Spiegel schauen, ein Bild, bei dem sie sich wohl fühlen, so wie sie sich gerne sehen, wenn sie „gut drauf“ sind.*

Sie werden bei dieser Übung bemerkt haben, daß in die *Selbstbetrachtung* auch *Bewertungen* eingegangen sind: sich *gut* fühlen, sich *schlecht* fühlen, gut aussehen, nicht so gut aussehen, frisch sein, erschöpft sein, jung wirken, alt wirken. Derartige Bewertungen sind charakteristisch für Identitätsprozesse, wie sie in modernen Identitätstheorien erforscht und beschrieben worden sind. Menschen geben *emotionale* Bewertungen – man spricht von „*valuations*“: „Ich fühle mich mit dieser ablehnenden Haltung nicht gut!“ – „Mit dieser entspannten Art von mir bin ich aber vollauf zufrieden!“ Sie geben sich aber auch in Bezug auf ihre Identität *kognitive* Einschätzungen – man spricht hier von „*appraisal*“: „So, wie ich gestern aufgetreten bin, bin ich gut angekommen!“ – „Wenn ich mich selbstbewußter verhalte, werde ich bei der Vorstellung mehr Erfolg haben!“. Die Bewertungs- und Einschätzungsprozesse sind nun sehr interessant. Wenn man sie genauer betrachtet, findet man heraus, daß die Maßstäbe, die man verwendet, von gesellschaftlichen Werten und Normen, von den Moden, Trends und Auffassungen sozialer Gruppen bestimmt sind. Das auf den ersten Blick als Eigenes, als *eigene* Meinung, persönliche Ansicht, individuelle Auffassung Ausgesagte entspricht *kollektiven* Meinungen, frauenspezifischen oder männerspezifischen, schichtspezifischen, den Klischees gesellschaftlicher Klassen, dem „Zeitgeist“. Natürlich sind in solchen *kollektiven* Mustern auch ganz *individuelle* Ausprägungen, Noten, Nuancen vorhanden, aber das kollektive Moment darf man nicht unterschätzen. Wenn man sich also in einer Schaufensterscheibe betrachtet oder im Garderobespiegel – etwa bei der Anprobe in einem Kleidergeschäft – schaut man „auf sich selbst“ immer auch mit dem Blick von anderen, dem bewertenden Blick potentieller BetrachterInnen: „Das Kleid würde meiner Freundin, meiner Mutter, meinem Mann, meinen Kolleginnen sicher *nicht* gefallen!“ – „Diese Frisur wirkt mir zu altmodisch.“ - „Da muß noch etwas Chique hinein“, würde meine Freundin sagen!

Wir übernehmen beständig aus unserem sozialen Kontext Bilder, *verinnerlichen* sie und diese Vorstellungen gehen dann wieder in unsere emotionalen Selbstbewertungen und kognitiven Einschätzungen unserer Identität ein. Gegen diese Prozesse ist eigentlich nichts zu sagen, denn sie geben uns Verhaltenssicherheit. Man ist eben als Mensch nicht isoliert, völlig für sich allein, eine Einzelgängerin, sondern man braucht eine gute *Anschlußfähigkeit* und die entsteht durch Gemeinsamkeiten und stiftet zugleich konviviale Gemeinsamkeit. Wo wir zu fremd werden, unsere Besonderheit zu sehr aus dem Rahmen fällt, werden wir als „sonderlich“ gesehen, und Sonderlinge sind selten gut gelitten. Die Fragen des eigenen Identitätsstils, des persönlichen *Lifestyles*, der eigenen Note und der sozialen Anschlußfähigkeit – die Sozialpsychologen sprechen von „*Affiliation*“, das heißt, sich verbinden und verbunden werden – diese Fragen erfordern ein gutes Gefühl für *sich selbst* und für seine *soziale Mitwelt*, für das eigene und das Andere, von dem die Eigenart, Eigenständigkeit abhängt. Identität ist deshalb keine ungefährdete Größe.

Soziale Welten mit ihren Identitäts-/Konformitätszwängen, mit ihren Normierungen, normativen Identitätszuschreibungen bis hin zur Stigmatisierung können Menschen in ihrem Identitätserleben durchaus in Bedrängnis bringen. Das ist besonders bei

Randgruppen der Fall, und „Randgruppen“ können manchmal sehr groß sein. Es sind nicht nur die „Ausländer“ marginalisiert, oft sind es auch die „alten Menschen“ oder „die Frauen“ – „Weiber“ gar. Weil Identität in gesellschaftlichen Zusammenhängen gebildet wird aus dem *Zusammenwirken von Selbstzuschreibungen und Fremdzuschreibungen*, können Negativzuschreibungen, Stigmatisierungen Leid verursachen und Schaden anrichten.

Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten, Vorurteile und Benachteiligungen von Frauen zeigen das an zahllosen Beispielen: „Für Führungspositionen ungeeignet, einfach nicht hart genug! – Der Betrieb kann sich diese Babypausen nicht leisten! – Leitende Positionen, das ist doch Männersache! Da kommt mir keine Frau hin, das gibt nur Ärger!“ Dabei wird von Männern geflissentlich übergangen, daß viele von ihnen nicht mit ihrer Rivalität untereinander umgehen können, wobei sie phantasieren, daß sich das in der Präsenz von Frauen verschärfen könnte („Frauen an Bord bringen Unglück!“). Viele Männer haben offenbar große Mühen, Frauen in Führungspositionen zu akzeptieren. Ihre oft raumeinnehmende, maskulin-dominante Körpersprache, habitualisierte Vereinnahmungsgestik, Imponiergehabe, subtile Anmache oder Altväterlichkeit Frauen gegenüber, greift natürlich nicht in der Kommunikation mit einer Vorgesetzten oder Ranggleichen, und damit sind habitualisierte Kommunikationsmuster und Verhaltenssicherheiten eingeschränkt und erschüttert, und das wirft Schwierigkeiten auf – auch bei den Frauen, denn sie müssen sich auch auf neue verbale und nonverbale Kommunikationsformen einstellen, und das ist keine einfache Angelegenheit, besonders in männerdominierten Bereichen der Wirtschaft, der Technik, der Medizin usw.. Denn es ist wohl kaum damit getan, männliche Kommunikationsstile bei Führungsaufgaben zu übernehmen, männliches Dominanzverhalten zu kopieren, sondern es müssen neue „weibliche“ Interaktionsformen gefunden, ja „erfunden“ und erprobt werden und dies in einer Weise, daß die an einer kommunikativen Situation beteiligten Frauen und Männer unter Berücksichtigung ihrer Genderspezifität, ihrer Weiblichkeit und Männlichkeit, sich in einer guten, effektiven Weise verständigen und miteinander reden und arbeiten können.

Die *Dominanzterritorien* der „Männerwelt“ sind natürlich sehr spezifisch: es sind zum Beispiel die „Chefetagen“ – der Begriff zeigt es ja -, es sind die „Männerberufe“ – Piloten, Chirurgen, Techniker, Banker. Und natürlich gibt es auch hier Veränderungen als Phänomene der Moderne. Frauen sind in Männerterritorien eingedrungen: in die Medizin, in Wirtschaft und Verwaltung, in die Politik, in Polizei und Militär (in unterschiedlichen Ländern in unterschiedlicher Weise): Diese Bewegungen verlaufen dynamisch in die Richtung einer Öffnung bestimmter Männerdomänen. Dabei geht es nicht ohne Kampf und Kampfmaßnahmen: Frauen „erobern“ Bereiche der Männerwelt, dringen in Domänen der Männer ein, übernehmen Männerrollen und Männeraufgaben, setzen „Frauenpower“ gegen Männerdominanz. Und dann gibt es plötzlich „Powerfrauen“ oder „Karrierefrauen“. Die Begriffe lösen oftmals Dissonanzgefühle aus, denn es ist nicht einfach, derartige Entwicklungen mit Begriffen wie „Weiblichkeit“, „Fraulichkeit“, „Mütterlichkeit“, wie sie als zu Frauen gehörige Identitätsqualitäten gesehen und attribuiert werden, zu verbinden. Ein „väterlicher“ Chef an der Spitze eines Elektrogroßhandels, das ist leicht vorstellbar, aber eine „mütterliche“ Chefin? Da wird schon eher an „eiserne Ladies“ gedacht. Man sieht, wie schwierig diese Fragen sind, weil hier in den Köpfen von Menschen durch ihre Sozialisationserfahrungen Verhaltensfestlegungen und Identitätsvorgaben mit Genderrealitäten verbunden sind, mit den sozialen Realitäten von Männern und Frauen, mit Begriffen Weiblichkeit und Männlichkeit als sozial bestimmten und spezifisch aufgeladenen Identitätsqualitäten. Hier Veränderungen zu bewirken, Erweiterungen des Spektrums an Attributionen, Flexibilisierung der sozialen Domänen, wird Arbeit im Denken, Fühlen, Werten, Phantasieren von Männern und Frauen in allen gesellschaftlichen Gruppierungen und Schichten erfordern. Die Einführung von Frauenquoten, von Frauenbeauftragten, von gendergerechten Sprachregelungen – die Doppelnennung von Frauen und Männern in öffentlichen Ausschreibungen zum Beispiel - allein wird ohne Veränderung der Muster des Denkens, Fühlens und Wollens in den Köpfen und Herzen



von Menschen, Männern und Frauen, wenig bewirken. Es wird nämlich dann nicht zu anderem Handeln kommen.

**Identität ist abhängig von „sozialen Repräsentationen“**, wie *Petzold* (2002g) unter Rückgriff auf die Theorie des Sozialpsychologen *Serge Moscovici* formuliert. Es geht dabei um „kollektive Vorstellungen“ in sozialen Feldern über die Rollen von Frauen und Männern in eben diesen Feldern. Quotenregelungen sind Ausdruck von Machtverhältnissen im Denken von Gesellschaften, sie sind Ausdruck von eingeschränkter **Konvivialität**. Vom „freundlichen Miteinander“ – und das besagt ja der Begriff –, von der geselligen Zugehörigkeit sind Frauen bei bestimmten Gruppierungen und Ereignissen ausgeschlossen: „Das ist eine reine Männergesellschaft!“ Die Geschichte der Männerbünde zeigt das Moment der Ausgrenzung in beeindruckender Weise.

Es müssen im Bezug auf die Konzepte von *Männlichkeit* und *Weiblichkeit* die „sozialen Repräsentationen“, das heißt die *kollektiven Kognitionen*, *Emotionen* und *Volitionen* bei Männern und Frauen verändert werden. Beispiel für den kognitiven Sektor: „Frauen sind einfach technisch nicht so begabt!“ – das denken leider viele Männer **und** viele Frauen. Weiterhin müssen *kollektive Emotionen* verändert werden. Beispiel: „Chirurgie, das ist doch nichts für die zarten Seelen von Frauen“. Solche Aussagen zeigen, wie viele Männer über Frauen und durchaus viele Frauen über sich selbst fühlen. Derartige *kollektiven Emotionen* verändern sich natürlich auch – allerdings noch langsam, etwa durch die Streife fahrenden Polizistinnen in den Fernsehkrimis, wobei sich gerade hier im Verhältnis zwischen dem Beamten und der Beamtin in solchen Tandems immer wieder die traditionellen Muster zeigen: der Mann fürs Grobe und Gefährliche, immer wieder in Beschützerpose. Wie oft werden Szenen gezeigt, wo **Sie ihn** beschützt? Schließlich muß in den „sozialen Repräsentationen“ auch „kollektives Wollen“ – man spricht hier von *kollektiven Volitionen* - verändert werden. Beispiele: „Frauen im Vorstand unseres Unternehmens, kommt nicht in Frage!“ – „Eine Frau als Caritas-Direktorin, undenkbar!“ Aber es ist *möglich!* In Deutschland gibt es zum Beispiel eine einzige Caritasdirektorin und zwar in Trier. In Österreich gibt es zur Zeit keine, aber es gab, so weit ich informiert bin, einmal eine in Eisenstadt mit einem geistlichen Assistenten. Es ist der Mühe Wert, einmal zu untersuchen, in welchen Bereichen der Gesellschaft und auf welchen Macht- und Einflüssebenen sich keine oder nur wenige Frauen finden, und dabei wird man entdecken, das dahinter auch ein - mehr oder weniger bewußter – *kollektiver Wille* steht, ein kollektives „Wollen“ oder besser „Nicht-Wollen“ von einflußreichen Gruppierungen, daß dahinter auch kollektive „Undenkbarkeiten“ stehen und auch kollektive Stimmungen, emotionale Dissonanzen. Man teste es mit dem Denken, Fühlen, Wollen einmal an: eine Frau als Transplantationschirurgin, als Generalin, als Jetpilotin, als Bundesbankpräsidentin – die Muster des Fühlens, Denkens und Wollens stehen hier oft gegen den verfassungsrechtlichen Gleichheitsgrundsatz, jedenfalls bei großen Kollektiven von Männern und Frauen. Der Gleichheitsgrundsatz der Verfassungen moderner Gesellschaften ist eine **„Konvivialitätszusage“** (*Petzold* 2002h).

Das Selbstverständnis von Männern und Frauen wird in Gesellschaften von Männerbildern und Frauenbildern, Bewertungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, bestimmt. Man spricht deshalb statt von **Geschlecht** als biologischer, körperlicher Kategorie von **„Gender“** - dies im Sinne einer soziologischen Kategorie. Nach der „Differenztheorie“ haben wir hier eine Bezeichnung für **Geschlechtsidentität**, die von einer Konstruktion von Geschlecht als sozialer Wirklichkeit ausgeht und u.□a. Selbstwahrnehmung, Selbstbild, Selbstwert in der Geschlechterdichotomie „Frau/Mann, Weiblichkeit/Männlichkeit“ verortet, sowie das davon abgeleitete (Rollen-)Verhalten in festgefügt und reproduzierten Geschlechterordnungen als *soziale Konstruktionen* versteht. Diese sind damit nicht *unabänderbar* wie die biologische Geschlechtlichkeit (ich ziehe hier den Sonderfall medizinischer Geschlechtsumwandlung bei Transsexuellen nicht in Betracht). Eine solche Sicht besagt also: Vorstellungen von männlicher und weiblicher Identität sind von gesellschaftlichen Identitätsmustern abhängig. Diese sind in jedem von uns durch Sozialisationseinflüsse

verankert, können aber genau über diese beeinflussbar werden und bedürfen deshalb individueller und kollektiver Veränderungsbemühungen, wenn diese denn *gewollt* sind. Wieder möchte ich eine kleine Imaginationsübung vorschlagen, die diese Zusammenhänge akzentuiert:

*Stellen Sie sich aus ihrer jeweiligen Genderidentität als Frau oder Mann die folgende Situation vor: Sie übernehmen als Frau die Leitung eines großen Autohauses: Verkauf, Werkstatt, die Niederlassung einer bedeutenden Automarke. Alle Mitarbeiter im Verkauf und alle in der Werkstatt sind Männer, deren Vorgesetzte sie jetzt geworden sind. – ... Und die Männer hier stellen sich vor: sie erhalten als Mitarbeiter dieser Niederlassung eine Frau als **Chefin** – in Österreich würde man wohl sagen „eine Frau als **Chef**“. Was sind ihre Gefühle, Gedanken, Phantasien in der jeweiligen Position? Welche Möglichkeiten und Chancen hat Frau in einer solchen Situation? Wie müßte sie sich kleiden, wie sprechen, Anweisungen geben? Was würde ihr entgegen kommen?*

Die Autobranche ist eine Männerdomäne. Es gibt auch Frauendomänen, natürlich, und auch in diesen sind oft genug Männer die „Chefs“. Man blickt etwa in den Altenheimbereich.

Jetzt setzen Sie das Experiment auf ihre Berufssituation um:

*Stellen Sie sich vor: In meinem Arbeitsbereich bin ich die oberste Chefin. Männer und Frauen sind meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter – Chefs sprechen auch oft noch von „Untergebenen“.*

Derartige Situationen in Gedankenexperimenten auszuphantasieren, kann die Grundlage dafür bilden, Formen *weiblicher Identität* für Männerdomänen zu entwickeln, - und von der anderen Seite: Männerdomänen für Frauen zu öffnen, ohne daß *männliche Identität* dadurch in Krisen gerät, sondern daß partnerschaftliche Interaktionen und produktive Arbeitsprozesse möglich werden.

Das Gedankenexperiment macht deutlich, daß *Identität* als gesellschaftlich bestimmte Wirklichkeit wesentlich auch Machtverhältnissen und gesellschaftlichen Konflikten ausgesetzt ist: Konflikten zwischen Männern und Frauen, zwischen den Generationen, Alten und Jungen, zwischen Armen und Reichen, unterschiedlichen Volksgruppen oder Nationalitäten. Da Identität von Identitätszuweisungen bestimmt ist, ist sie immer auch eine prekäre. Negativattributionen, wie sie im „Dritten Reich“ für die Juden systematisch praktiziert wurden haben mit der „verbalen Vernichtung“, mit der Demontage der Identität, mit einer Dehumanisierung die Vernichtung der physischen Identität vorbereitet (Petzold 1996j). Diese Praxis der Schmähung, Entehrung, Erniedrigung als Strategie der Identitätsbeschädigung, ja –vernichtung findet man leider in unterschiedlichen Intensitäten in den verschiedensten Bereichen: der Rassen- und Ausländerdiskriminierung, der Frauen- und Altersdiskriminierung. Die Macht- und Gewaltstrategien gegen die Identität von Anderen bleiben aber auch für die Täter, den Identitätsverletzer nicht ohne Folgen, da Identitätsprozesse reziproken Charakter haben: wenn jemand mit Stigmatisierungen Menschen beschädigt, sie zu Opfern macht, wird er zum Täter. Wenn *Identifizierung* verweigert wird – und Menschen brauchen positive Identitätszuweisungen lebensnotwendig - , dann erwächst aus der Reziprozität solch unmenschlichen Handelns für den Täter selbst die Identitätsqualität eines „Unmenschen“, kommt es zu Schäden für die eigene Identität (ibid.), auch wenn die Definitionsmacht für die Identität des Anderen, die Macht zur Stigmatisierung zunächst beim Stigmatisierendem zu liegen scheint. Solche subtilen Wechselwirkungen in Macht-Ohnmachtkonstellationen finden sich häufig bei Genderproblemen. Untersucht man sie (Orth, Petzold, Sieper 1999), werden oft genug Benachteiligungen von Frauen als Einschränkungen der Entfaltung weiblicher Identität, Be- und Verhinderungen von Identitätsentwicklungen erkennbar, zuweilen sogar als „doppelte Benachteiligung“ oder „*doppelte Stigmatisierung*“, gar als ein akkumulatives, „*multiple Stigma*“ (Petzold 2000h). Beispiel: Frau und alt, Frau und Ausländerin, Frau aus der Unterschicht. Bei den genannten Konstellationen zeigen sich für die betroffenen Gruppen besondere Risiken. Frauen aus der Unterschicht, alleinstehende alte Frauen haben ein

höheres Risiko psychisch und psychosomatisch zu erkranken. Frauen aus dem ost- und südosteuropäischen Ausland haben deutlich geringere Chancen, einen guten und gerecht bezahlten Arbeitsplatz zu erhalten. – Immer noch kann man für die Situation von Frauen ganz allgemein sagen, daß ihre Chancen für eine hochkarätige berufliche Identität, daß ihre Karrierechancen gegenüber Männern vielfach durch *Benachteiligungen in der Konvivialitätszusage* gekennzeichnet sind. Sie müssen, um eine entsprechende Position zu erreichen, oftmals einen weitaus höheren Einsatz bringen, als ihre männlichen Kollegen.

Wenn man einerseits nach Ursachen dieser Situation und andererseits nach Möglichkeiten ihrer Veränderung fragt, wird man immer wieder auf das Problem der Kommunikation, der *schwierigen* Kommunikation zwischen den Geschlechtern treffen - insbesondere über das Thema der erlebten oder phantasierten „**externalen**“ **Identitätsbedrohung** durch die jeweils andere, gegengeschlechtliche Gendergruppe. Es wird aber auch um das teilweise noch nicht sehr bewußte Erleben von „**internalen**“ **Identitätsbedrohungen** gehen, denn die Übernahme neuer Rollen, Funktionen, Aufgaben, Verantwortungen verlangt ja auch die Veränderung eigener Selbstbilder, Identitätsmuster, die Veränderung vertrauter Willensimpulse, Gefühle, , Vorstellungen von der eigenen Weiblichkeit und auch – damit verbunden – Einstellungen zu Männlichkeit, Erlebensmuster Männern gegenüber. Es dürfe deutlich geworden sein: Weiblichkeit und Männlichkeit, Frauen- und Männerrollen, männliche und weibliche Identität, männliche und weibliche Leiblichkeit sind **konfigurative**, aufeinander bezogene und sich vielfach wechselseitig bedingende Realitäten.

Eine Möglichkeit, diese Realitäten mit ihren Schwierigkeiten aber auch *Chancen* anzugehen und die vorhandenen Problemen in immer besserer Weise zu überwinden, die auftauchenden Aufgaben in immer besserer Weise zu lösen, liegt in der Entwicklung einer intensivierten Gesprächsbereitschaft zwischen den Geschlechtern, in der Entwicklung einer „**diskursiven und narrativen Kultur**“ durch **Gesprächs-** und **Erzählgemeinschaften** zwischen Männern und Frauen, in der Förderung von Dialogen – oder besser von **Polylogen**. Manchmal werden solche Ko-respondenzprozesse, Gespräche, Versuche der Kommunikation und Metakommunikation zu einer Gratwanderung zwischen der Freiheit und dem Freiraum, den man sich leisten kann, und den Grenzen, die da sind und den Gefahren, aufgrund derer man in Schwierigkeiten geraten kann. Das gilt besonders, wenn Identitäten sehr stark durch Normen festgelegt sind, Normen dazu, was Frauen dürfen und was nicht, was Männer dürfen und ihnen offen steht.

Wieder sei eine Übung vorgeschlagen, eine „Vor-Stellungs-Übung“. Eine Vorstellung nimmt etwas, was einstmals gesehen und erlebt wurde und im Gedächtnis archiviert worden ist, auf und stellt es sich wieder vor die inneren Augen. Das ist eine Vorstellung.

*Ich bitte Sie nun, Männer wie Frauen in diesem Saal, sich einmal vorzustellen, was überhaupt **nicht** zu i h r e m „Frauenbild“ passen würde, wie sich eine Frau also **nicht** verhalten sollte, und dann auch: Welche Freiheiten kann Frau sich nehmen, in ihrem Verhalten, ihrer Freizeit, ihrem sozialen Umfeld, ihrer Arbeitssituation usw.*

*Dabei werden wir jetzt etwas spezifischer: Wir schauen auf das Verhalten als junge Frau heute, als junge Frau vor 30 Jahren – als alte Frau heute und als alte Frau vor 30 Jahren. Was sind die Merkmale von „Weiblichkeit“? Wie lassen sie sich – leiblich-konkret - in der Selbstdarstellung festmachen, in Auftreten, Verhalten, Kleidung, Kommunikationsformen?*

Wir könnten mit solchen Vorstellungsübungen fortfahren, und dabei die Blicke von Müttern und von Vätern einstellen, die Blicke von Kolleginnen und Kollegen. Wir könnten die familiäre Identität und die berufliche Identität fokussieren, Perspektive von Kindern und Teenies einnehmen, von Geschäftsleuten aus dem „big business“ oder von „Alternativen“. Wenn wir auf **weibliche Identitäten** – und wir müssen hier von einem Plural sprechen – schauen, so ist die jeweilige Perspektive von großer Bedeutung. Es sei daran erinnert: Man schaut selten alleine auf eine Identität, spricht selten nur zu weit über Identität. Meistens hat man Menschen seines sozialen Netzwerkes oder seiner Bezugsgruppe, seiner sozialen Welt unsichtbar neben sich, die mit uns gemeinsam hinschauen, die in stummen

Äußerungen ihre Meinung einbringen, in **Polylogen** mitreden. Je klarer dieser gemeinsame Blick ist, je deutlicher der Polylog in Richtung von guten, von fundierten **Konsens**bildungen geht, ja mehr Sicherheit mir meine Bezugsgruppe gibt, desto mehr Freiheiten kann ich mir in meinen Ansichten leisten, desto besser kann ich **Dissens** respektvoll aushalten oder kämpferisch konfrontieren, desto weniger bin ich auch den Gefahren gesellschaftlicher Machtausübung ausgesetzt. *Identitätssicherheit erhält man, wenn man nicht alleine ist* – eben weil Identität in gesellschaftlichen Machtverhältnissen steht –, denn „Einigkeit macht stark“. Frauengruppen und Frauenprojekte haben genau diese Funktion, *die eigene Identität durch eine Gemeinschaft zu sichern und zu stützen*, denn kann man es auch wagen, sich von gesellschaftlichen Normen, Vorschriften, Regeln, Begrenzungen, ja Unterdrückungen abzugrenzen und das „Eigene“ deutlicher, prägnanter werden zu lassen. Man kann eigenes wagen.

Gerade bei den Genderidentitäten, den Geschlechterrollen, bei der Art- und Weise, „wie eine Frau als Frau zu sein hat“, ein „Mann als Mann zu sein hat“, lasten Wertung und Normen auf den Menschen, die oft Jahrhunderte an Geschichte in sich tragen und die uns durch unsere Kultur, in der sogenannten „Enkulturation“, und durch unseren gesellschaftlichen Zusammenhang in der sogenannten „Sozialisation“ vermittelt werden. Wir erlernen in unserem familiären Kontext, in Schule und Elternhaus Männerrollen und Frauenrollen, diese werden uns „auf den Leib geschrieben“. Das, was wir von unseren Rollenvorbildern vermittelt bekommen, jeweils spezifische Männer- und Frauenrollen, gehen uns „in Fleisch und Blut über“. Man sieht: wieder hat das alles sehr viel mit *Leiblichkeit* zu tun. Die Beine werden über Kreuz geschlagen, die weibliche Körperterritorialität wagte nicht sehr raumgreifend zu werden. Und das gilt in vielen Bereichen noch heute. Denken sie etwa an das Thema des „eigenen Zimmers“ für die Mutter in Familien. Die Augen wurden „sittsam niedergeschlagen“, und auch heute können viele Frauen im Blickverhalten nicht offensiv, selbstbehauptend sein. Macht im Blick und durch den Blick auszuüben – *Sartre* hat in seiner Analyse des Blickes dessen Machtqualität aufgezeigt - oder machtvoll Blicke, Männerblicke, abzuwehren, das gelingt vielen Frauen immer noch nicht gut. Früher wurde das unmittelbar zum „bösen Blick“ umdefiniert, der vor allem Frauen zugeschrieben wurde, die für sich eintraten, ihre Position deutlich machten, anstatt dem Kodex zu folgen: „Sei wie das Veilchen im Moose, still, bescheiden und rein, und nicht wie die stolze Rose, die immer bewundert will sein!“ Bei der älteren Generation wurde so etwas in das Poesiealbum geschrieben, mit einem schönen Glanzbild dazu. Mädchen wurden von Müttern und Vätern beigebracht, zu schweigen. Mütter zeigten, daß es besser ist, „um des lieben Friedens willen“ den Mund zu halten, die eigene Meinung zu unterdrücken. So entsteht ein *Habitus der Unterwürfigkeit*, oft auch der Unselbständigkeit, und es kostet sehr viel Kraft, eine solche Last von Generationen abzuschütteln und *anders* zu werden und zu sein.

Besonders schwer wird das, wenn man noch keine guten, neuen Rollenmodelle hat, die man aufnehmen kann, damit sie einem „in Fleisch und Blut übergehen“, d.h. so selbstverständlich werden, daß sie sich spontan und ganz natürlich zeigen. Für die Generationen unserer Großmütter und Mütter waren dies eine sehr schwierige und zum Teil kaum zu verwirklichende Aufgaben der Befreiung, der „*Emanzipation*“. Und Emanzipationsversuche wurden sehr schnell von der Männerwelt mit neuen negativen Stigmatisierungen belegt. Denn wenn eine Gruppierung im gesellschaftlichen Zusammenhang – hier zum Beispiel die Frauen – sich verändert, entsteht für die andere Gruppierung – die Männer – ein Druck, sich auch zu verändern, und dann wird oft mit Gegendruck reagiert, mit einem *Veränderungswiderstand* oder mit Versuchen, das unbequem gewordene neue Verhalten zu unterdrücken oder zu sanktionieren. Es muß natürlich nicht immer so sein, sondern wenn Veränderungsprozesse gut gelingen, kommt es zu einem „**Aushandeln von Identität**“. Man tritt in Gespräche ein darüber, wie man die eigene Lebensführung gestalten will und welche Freiräume man selbst dafür braucht, wobei

zugleich der Andere seine Wünsche und Bedürfnisse klar macht. So kann Identität eine „verhandelbare“ eine „ausgehandelte“ werden und „**Identitätsarbeit**“ erweist sich als ein „Aushandeln von Grenzen“, von Angrenzungen und Abgrenzungen.

Die gegenwärtigen Generationen haben es in dieser Hinsicht zumindest im mitteleuropäischen Raum schon viel einfacher als die Menschen in traditionellen Gesellschaften, denn die Verhältnisse sind durch die gravierenden wirtschaftlichen Veränderungen aufgebrochen worden. Immer mehr Frauen stehen in der Arbeitswelt, im Berufsleben „ihre Frau“, und damit in zum Teil sehr vielfältigen, komplexen Situationen, in Verantwortlichkeiten, ja in Macht- und Statuspositionen. Diese ökonomisch bedingten Veränderungen haben auch die traditionellen Frauenrollen nach und nach verändert. Dennoch bleibt hier viel Arbeit zu tun. Da immer noch in vielen Bereichen gilt, daß für gleiche Arbeit doch nicht gleicher Lohn gezahlt wird, oder daß bei gleicher Qualifikation nicht die gleichen Karrierechancen bestehen, das die **Konvivialitätszusage** nicht für alle Menschen in gleicher Weise gilt, in Sonderheit oft nicht für Frauen. Gegenüber den doch relativ starren Identitäten früherer Zeiten, die Menschen zwar gute Sicherheiten gaben, aber auch mit erheblichen Festlegungen verbunden waren, ermöglichen moderne, *verhandelbare Identitäten* viel größere Freiräume. Sie bieten allerdings in manchen Bereichen neben größeren Chancen auch weniger Sicherheit, oder gar prekäre Sicherheiten. Das lateinische *precarius* bedeutet: auf Widerruf gewährt. Auf jeden Fall ist ein wesentlich höheres Maß an Flexibilität gefordert – auch in der Berufsidentität, denn man wechselt nicht nur häufiger die Arbeitsstelle oder muß sie wechseln, weil sich die wirtschaftlichen Verhältnisse verändern, sondern man muß sogar immer wieder die Branche oder gar den Beruf wechseln. *Richard Sennett*, ein bedeutender amerikanischer Soziologe, hat über die Chancen und Probleme solcher Flexibilität geschrieben. Und es besteht in der Tat die Gefahr, daß Menschen der geforderten *Hyperflexibilität*, einem Übermaß an Veränderungsnotwendigkeit, nicht gerecht werden, sondern daß dadurch auch Leiden eintritt, Überlastung, Erschöpfung, Erkrankung. Frauen sind in dieser Hinsicht besonders gefährdet, wenn sie in Doppel- und Dreifachrollen stehen. So manche junge Frau zieht aus einer solchen Situation die Konsequenz und schiebt feste Bindung, Heirat, Kinder immer weiter hinaus – die Karriere ist wichtiger. Familie und Kinder werden nicht nur von der Umwelt in Wirtschaft und Gewerbe als „problematisches Identitätsmerkmal“ gesehen, um hier wieder die soziale Seite der Identität anzusprechen, nein, auch auf der individuell-persönlichen Seite der Identitätsbewertung kommt es dazu, daß Frauen diese Außenwerte verinnerlichen und selbst der Auffassung sind: „Familie und Kinder? Nein Danke!“. Die Karriere geht vor, und das ist nicht allein als Negativum zu sehen, denn wer sich im beruflichen Bereich, in Wirtschaft, Dienstleistung, Handel, aber auch in Wissenschaft und Forschung „selbst verwirklichen“ will, von dem verlangt man „150%igen Einsatz“ und der muß auch von sich selbst ein hohes „Leistungscommitment“ verlangen. Frauen kommen damit unversehens in Situationen, in denen Männern seit langem stehen, nämlich zu einer dominanten Berufsorientierung zu tendieren, eine Position, die von Frauenseite immer wieder an Männern kritisiert worden ist. Solange moderne Lebens- und Berufswelten Identität so ausschließlich über Beruf, Status, beruflichen Erfolg definieren, ist es nur sehr schwer möglich, eine **vielfacettige Identität** in einer pluralen Weise zu entwickeln, die unterschiedliche Identitätsbereiche ermöglicht, fördert und ausbaut.

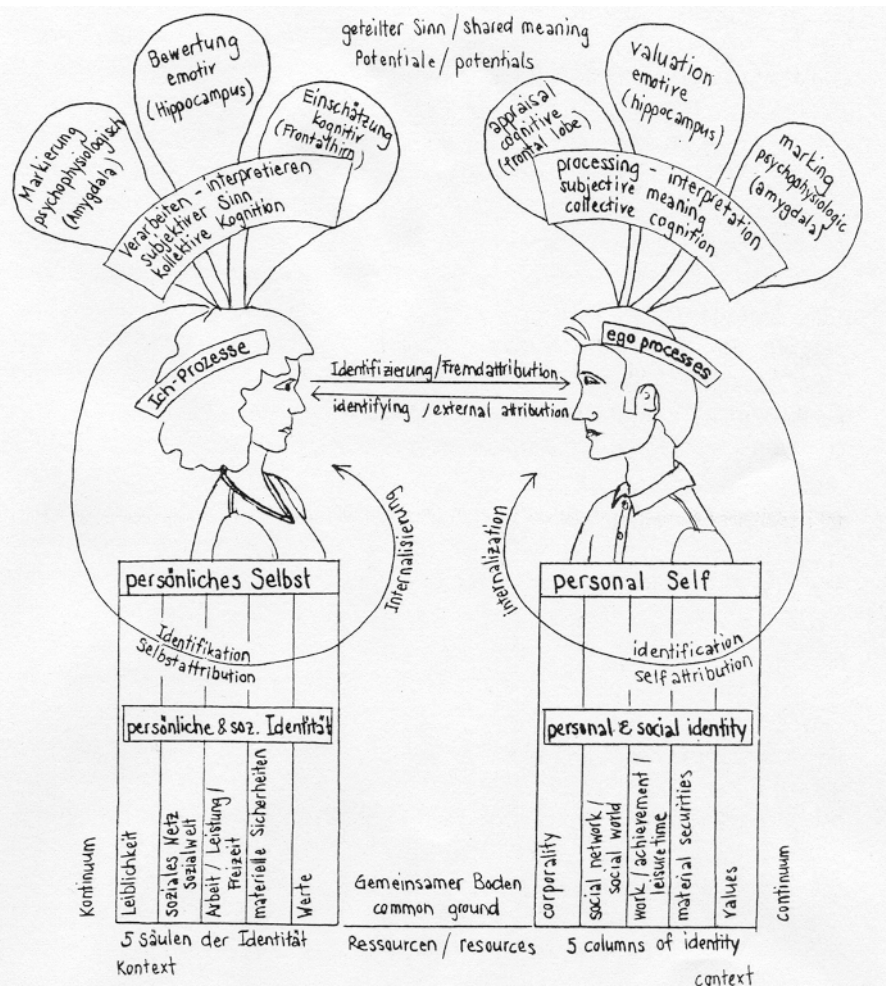
## **Perspektiven Integrativer Identitätstheorie**

Hilarion Petzold (2002a) sieht seine **Identitätstheorie** als Bereich der Persönlichkeitstheorie, die ihren Ausgangspunkt beim Konzept eines „archaischen Leibselbst“ nimmt, der biologisch-organismischen Grundlage des Menschen, eines *Organismus*<sup>1</sup> – und hier unterscheidet sie sich etwa von der Gestalttherapie – der als lernfähiger (Sieper, Petzold 2002) dafür ausgestattet ist, die Welt und die Sozialität: **Abbildung:** Das Subjekt als „Personales System: Selbst, Ich und Identität in KONTEXT/KONTINUUM – Polylogische, intersubjektive Ko-respondenz und Identitätsarbeit (aus Petzold 1998a, 371).

in Prozessen ökologischer und kultureller Sozialisation aufzunehmen und zu „verkörpern“, so daß er zum sozialisierten und enkulturierten „**Leibsubjekt**“ wird, in dem die biologisch-organismische *Natur* von *Kultur* bzw. *Sozialität* durchdrungen ist.

»Ein solches von verkörpernden Sozialisationsprozessen geformtes und sich in ihnen formendes Kulturwesen ist nie mehr „biologischer Organismus pur“. Es hat diesen *prinzipiell* transzendiert. Das „archaische Leibselbst“ ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „Ich“ als Aktionspotential des Selbstes zu bilden, ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel vielfältiger *Ichfunktionen* (primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre: Nähe- Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen. Dieses wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, durch welche die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität eingelassenes) möglich wird. Das ist eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der persönliche Identität (selbstattributive *ego identity*) mit sozialer Identität (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird« (vgl. Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001).

Ein solcher sozialisierter Organismus, der leibhaftig Kultur und Sozialität in sich aufgenommen hat und damit **Leibsubjekt** als **Kosubjekt** unter Mitsubjekten geworden ist, hat – es sei nochmals unterstrichen – den Bereich des Organismischen *prinzipiell*



und praktisch irreversibel verlassen (dementielle Erkrankungen, Cerebralläsionen etc. stehen hier nicht zur Rede).

Auf der Basis dieses organismischen „Leibselbst“ findet sich grob skizziert folgende Entwicklung:

»- Das **Leibselbst** – zunächst als ein „**archaisches Leibselbst**“ Ergebnis koevolutiver Prozesse - ist mit der Fähigkeit ausgestattet, ein „**Ich**“ zu bilden als Aktionspotential des Selbstes zu anderen Selbstes und zur Welt hin. Aus dem **Leibselbst** emergiert in frühen Entwicklungsprozessen der Interaktion mit der Welt, mit den caregivers ⇒ das **Ich** als die Gesamtheit der Ichfunktionen (Petzold 1992a, 665ff), ein „Ich“, das zunächst auch eine „archaische“ Qualität hatte als ein basales Zusammenspiel dieser vielfältigen **Ichfunktionen** (z. B. primäre: Denken, Fühlen Handeln, Wollen, Memorieren, Kommunizieren; sekundäre, z. B.: Nähe- Distanzregulierung, Kreativität, Identitätsbildung, vgl. Petzold, Orth 1994), die sich in einem „reifen Ich“ zusammenschließen.

- Dieses **Ich** wird verstanden als im Verlaufe der Entwicklung sich herausbildende kohärente Synergie von höchst *differenzierten Ichprozessen*, in denen sich das **Ich** „Bilder über das Selbst“ macht, vielfältige „Selbstbilder“, die sich zur „Identität“ zusammenschließen. Durch andere Ichprozesse interaktiver-kommunikativer Art wird die Ausbildung einer „**Identität des Subjektes als Kosubjekt**“ (d.h. in Sozialität und Mikroökologie eingelassenes Subjekt) möglich. Identitätsbildung ist als eine der höchsten Ichleistungen zu sehen, in der *persönliche Identität* (selbstattributive *ego identity*) mit *sozialer Identität* (fremdattributive *social identity*) verschränkt wird aufgrund differentieller Bewertungsprozesse.

- **Identität** ⇒ geht also in einer persönlichen und gemeinschaftlichen Hermeneutik des Subjekts aus dem Zusammenwirken von **Selbst/Ich** ⇔ **Kontext/Kontinuum** hervor als Synergem von „social identity“ und „ego identity“.

- **Identität** wirkt dabei wieder formend auf das **Leibselbst**⇐ zurück und zu anderen **Kosubjekten** hin, für deren Identitätsprozesse es konstitutiv wird.

- „**Selbst** ⇔ **Ich/Identität** mit **relevantem Kontext/Kontinuum**“ sind die **Persönlichkeit** des Menschen (Petzold 1992a, 526ff; Müller, Petzold 1999).

- Als **selbstreflexives Subjekt** sucht der Mensch sich selbst, seine Persönlichkeit, sein Selbst und die Welt im Lebenszusammenhang und in der Lebensspanne, d.h. im Lebensganzen, zu verstehen und zu gestalten – für sich und mit Anderen (Levinas, Bakhtin), denn er ist immer auch **Kosubjekt**, steht in **Polylogen**« (vgl. Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001)

Das „**reife Leibselbst**“ ist in Prozessen der Sozialisation und Enkulturation selbst transformiert worden, hat sich aber auch zugleich selbst gestaltet zu einem kultivierten, soziablen Selbst, daß über „**Identität**“ verfügt. Das Selbst als „produktiver Realitätsgestalter“ (Hurrelmann 1985), als „Künstler und Kunstwerk“ zugleich (Petzold 1999q) verfügt mit der „**Identität**“ über eine Schnittstelle von Individualität und Kollektivität, Privatheit und Gesellschaftlichkeit, steht in einer *Dialektik von Selbstheit* (meine Besonderheit) und *Fremdheit* (verinnerlichte Andere und damit von zunächst Fremden), in einer *Verschränkung von Stabilität und Flexibilität*. „**Identität**“ ist gestaltet und gestaltbar, und das zu sehen, zu erfahren, zu vermitteln wird ein Kernmoment jeder helfenden, therapeutischen, agogischen Arbeit werden müssen. Zwar ist Identität von Erzählungen der Vergangenheit bestimmt, aber diese inszenieren sich immer in einer jeweils gegebenen Gegenwart im Sinne eines *Neubeginns*, und es wird in der Entscheidung der jeweiligen Menschen liegen, wieviel „Macht“ (Orth, Petzold, Sieper 1999) sie den Kräften der Vergangenheit einräumen wollen, und wie viel an eigengestalteter Zukunft sie mit ihren „Konvois“, d.h. ihrem Weggeleit von FreundInnen, KollegInnen sie hier und heute für die Gestaltung ihrer Identität in der und für die Zukunft beginnen wollen. Das **Selbst** als

prinzipiell lernfähiges (Sieper, Petzold 2002), das **Ich** als prinzipiell lernendes können in jedem Moment des Lebensprozesses eine „**Souveränität**“ (Petzold, Orth 1998b) zu erlangen versuchen, die ausreicht, positivere Prozesse der Identitätsgestaltung auf den Weg zu bringen: mit Hilfe, Unterstützung, Beratung von persönlichen und professionellen Netzwerken. Hier, in einer Konzeption identitätstheoretisch fundierter psychosozialer, agogischer, therapeutischer Arbeit, von „**Identitätsarbeit**“ (Petzold 1991o) liegt ein sehr spezifischer und origineller Gedanke und Beitrag der „Integrativen Therapie“ – etwa gegenüber der Psychoanalyse, die den identitätstheoretischen Ansatz *E. H. Eriksons* (er war ohnehin noch sehr stark egologisch individualisierend) verschenkt hat, oder gegenüber der Gestalttherapie, die die sozialkritische Dimension *P. Goodmans* nie zu einer sozialpsychologischen bzw. soziologischen Identitätstheorie von klinischer bzw. praxeologischer Relevanz ausbauen konnte, durch die Gebundenheit an den *Perls'schen* Organismusbegriff und ihre Fixiertheit auf die sehr brüchige und genderaggressive/frauenverachtende<sup>ii</sup> Aggressions- und Persönlichkeitstheorie von *Goodman* (Petzold 2001d). Identität als *leibgegründete*, in „Verkörperungen“ begründete und *z u g l e i c h* als *narrative*, als in Netzwerken erzählte Identität, die Konvois durch Erzählungen gestaltbar ist, bietet eine Alternative – auf jeden Fall aber eine Ergänzung - zu behavioraler Modifikation engumrissener Verhaltensweisen von „komplexen Persönlichkeiten“. - Das greift oft auch zu kurz, selbst wenn es im kleinen Rahmen der Symptomreduktion nützliche Wirkungen gibt, die man einbeziehen sollte. In gleicher Weise bietet identitätstherapeutische Arbeit eine Ergänzung zur allein retrospektiven biographischen Arbeit der Psychoanalyse/Tiefenpsychologie, da über den durchaus wesentlichen retrospektiven Blick hinaus immer eine *prospektive* Dimension im Zentrum steht: ein Mensch, der sich „*sich selbst zum Projekt*“ macht, wohl wissend, daß er Andere dazu braucht, dabei haben will, wenn er *seine Identitätsarbeit*, Arbeit für seine „Identität in der Zukunft“, für die „Zukunft seiner Identität“ in Angriff nimmt.

*Petzold* hat in seiner Identitätstheorie fünf – durchaus genderspezifisch zu betrachtende - Bereiche (Petzold, Sieper 1998) unterschieden, die eine „vielfältige Identität“ mit hinreichenden Flexibilitätsschancen „tragen“, wie *Säulen* das Dach eines Gebäudes tragen: „**Fünf Säulen der Identität**“. Diese Bereiche sollen nachstehend anhand einer Graphik (vgl. Abb.) kurz dargestellt werden.

Zu jeder „Säule“, jedem Bereich gibt es eigene Erzählungen als geteilte und zu vermittelnde Erfahrungen (Petzold 2001b). Jede Erzählung und alle identitätsstiftenden Elemente der Erzählungen durchlaufen ein spezifisches cerebrales bzw. mentales „processing“, in dem und durch das Identitätsprozesse zur Ausbildung von „Identität im Wandel“ führen. *Petzold* hat Identität – wie insgesamt seine Persönlichkeitstheorie – *prozessual* formuliert. Persönlichkeit/Identität, wie sie nach „außen“ und nach „innen“ erkennbar werden, sind immer „als Prozeß“ und „als Momentaufnahmen“ aus diesem Prozeß zu sehen, also nie als ein abgeschlossenes bzw. abschließendes Ergebnis. Sie sind von „*hinlänglicher Stabilität*“ und zugleich „*hinlänglicher Flexibilität*“ bestimmt, und nur das gewährleistet eine „*elastische Identität*“, die weder zu *starr* ist und damit den vielfältigen Anforderungen der Wirklichkeit nicht gerecht werden kann, noch zu *labil* und diffus und damit die erforderliche Sicherheit und überdauernde Qualität nicht gewährleisten kann, die **Identität** für das Subjekt wie für die Mitsubjekte in sozialen Prozessen, in die das Subjekt und die Mitsubjekte involviert sind, bereitstellen muß.

## Der Identitätsprozeß

Identitätsprozesse haben folgende Elemente:

- **I. Fremdzuschreibungen** – auch *Fremdattributionen* oder *Identifizierungen* genannt: „Das ist eine attraktive Frau!“ – „Eine schöne Frau, das muß der Neid ihr lassen!“ usw.
- **II. Bewertung** dieser eingehenden Attribution/Information auf verschiedenen Ebenen



1. **Marking:** Markierungsprozesse auf psychophysiologischem Niveau aufgrund evolutionärer Programme im limbischen System: Frau nimmt (oft nur subliminal, unterhalb der Bewußtseinschwelle) Attribuierungen wahr: von Frauen die Attribution einer potentiellen Rivalin, von Männern die einer potentielle Sexualpartnerin, oder als „Muttertier“, oder als „zu alt“ für die Reproduktion – das Screening dieser eingehenden Information führt zu deren **Markierung** („So sieht der/die mich“), was auch mit einer Selbstmarkierung verbunden ist → zugänglich als leiblich gespürtes unbewußtes/bewußtes Stimmigkeits-/Unstimmigkeitserleben. Kann „Sie“ das **spüren**? Die *gespürte*, empfundene Antwort: „Ja, attraktiv stimmt!“ – „Mutter, Kinder, das ist bei mir nicht dran!“ – „Schön? Das ist hier nicht der Kontext, will ich hier nicht!“ - So *spürt* „Sie“ sich.
2. **Valuation:** Emotionale Bewertung auf psychischem Niveau: „Bin ich attraktiv, schön?“ in der unbewußten/bewußten emotionalen Selbstbewertung. Kann „Sie“ das **fühlen**? Die *gefühlte* Antwort: „Ja, nicht immer, aber oft bin ich schön!“ – So *erlebt* „Sie“ sich.
3. **Appraisal:** Kognitive Einschätzung auf rationalem Niveau: „Attraktiv, schön, warum wird das hier von denen so gesagt, was bezwecken sie, ist das richtig, zutreffend?“ Das sind Fragen in der überwiegend bewußten Selbsteinschätzung unter Abwägung aller Gründe und Umstände. Kann „Sie“ das beurteilen, einschätzen, **denken**? Die *reflektierte* Antwort: „Ja, in diesem Kontext kann man mich, kann ich mich als attraktiv sehen“; aber wiederum: „Auch unter rationaler Abwägung paßt die Kategorie ‘schön’ hier wohl nicht hin!“ – So *schätzt* „Sie“ sich im gegebenen Kontext ein und damit auch den Kontext ein.

Die **Bewertungsprozesse** und **-parameter** (sie werden z.T. schon früh in Sozialisations- und Enkulturationsprozessen formiert, aber auch über das ganze Leben hin „adjustiert“, feingestimmt) sind, das ist hoffentlich deutlich geworden, von größter Bedeutung. Sie sind z. T. von biologischen Programmen (*marking*), allerdings in ihrer sozialen Überformung, bestimmt. Sie sind von **kollektiven mentalen „sozialen Repräsentationen“**,<sup>iii</sup> von kulturellen Wertungen, Traditionen, Moden, Trends, „lifestyle communities“ (Müller, Petzold 1999) abhängig.

- **III. Selbstzuschreibungen** – auch *Selbstattributionen* oder **Identifikationen** genannt. Aufgrund der **Bewertungen** wird es letztlich möglich, mich mit den Attributionen insgesamt oder partiell (eventuell aber auch gar nicht) zu identifizieren, sie mit einer **Identifikation** zu belegen. „Ja, so bin ich, die sehen mich richtig. Auch ich sehe, attribuiere mich so!“
- **IV. Internalisierung** – Sind die **Identifikationen** erfolgt, können sie dauerhaft internalisiert, im Langzeitspeicher archiviert werden und zwar mit den zur Identifikation führenden Prozessen – der ganze Vorgang wird also archiviert! Aber die Selbstzuschreibungen gewinnen einen die Haltungen und das Verhalten, d.h. die ganze Persönlichkeit bestimmende Qualität, besonders wenn sie mit den Fremdzuschreibungen relevanter Menschen konvergieren (im Guten wie im Schlechten), denn dann wirken Innen- und Außenattributionen als sich zirkulär verstärkende Systeme zusammen.

**Veränderungen**, die in Prozessen der Therapie, Selbsterfahrung, Selbstgestaltung erreicht werden sollen, müssen deshalb 1. bei den **Resultaten** der Bewertungsprozesse durch „Umwertungen“ und „Neubewertungen“ oder „alternative Bewertungen“ ansetzen und 2. bei der Beeinflussung *der Prozesse des Bewertens* (etwa bei negativierenden Bewertungsstilen emotionaler und/oder kognitiver Art). 3. Es ist also nicht nur eine Modifikation der Ergebnisse der Prozesse erforderlich, sondern das Schaffen eines Bewußtseins für die „Dynamik und die Verlaufsrouinen“ dieser Prozesse und das Unterstützen von Willensentscheidungen, sich um die Umgestaltungen derartiger Prozesse zu bemühen. 3. Muß unterstrichen werden: ohne Veränderungen der

*Bewertungstraditionen und -praxen* in den relevanten *Sozialsystemen* des Netzwerkes/Konvois werden nachhaltige Veränderungen kaum möglich.

Das Konzept eines **Selbstes-mit-Identität-im Kontext** ist sich der Notwendigkeit bewußt, ein in Innen-Außenverschränkungen organisiertes System angehen zu müssen, um diese Organisation und die Charakteristik des Systems zu ändern. Die Verschränkung von Leib-Kontext-Sprache/Erzählung (Orth 1996) spielt hier eine wichtige Rolle in Prozessen positiver Förderung, aber auch destruktiver Unterdrückung und Domestizierung (Orth 1994). Eine Frau, die sich aufgrund von Außenzuschreibungen von Kind auf „nichts zutraut“, weil ihre Mutter/ihr Vater ihr nichts zutraute, weil ihre Mutter sich nichts zutrauen durfte, weil ihr Vater seiner Frau nur sehr begrenzt etwas zutraute, weil die LehrerInnen in der Schule Mädchen weniger zutrauten als Jungen, weil „lange Haare kurzen Verstand“ haben sollen, wie viele sagen, ist in einer sehr schwierigen Situation. Die gesellschaftlichen Bewertungen sind eine Last. Das Vorbild der Eltern wiegt schwer. Die Beziehung von Eltern zueinander und ihre vorhandene/nicht vorhandene Wertschätzung ist für das Identitätserleben, das Beziehungsverhalten, die Partnerwahl und das Leben in der Partnerschaft oft prägender, als die Beziehung der Elternteile zu dem Kind. Die Modellfunktion des elterlichen Beziehungslebens darf für die Bewertungsparameter in den eignen, genderspezifischen Identitätsprozessen nicht unterschätzt werden. Die Verinnerlichung alternativer Modellszenen und -prozesse in Therapiegruppen, Nachbarschafts- und Freundschaftsnetzen, die Internalisierung von korrigierenden Attributionen, aber auch von modellhaft ermöglichten alternativen Bewertungsprozessen usw. wird die Chancen erhöhen, daß eine Frau mit schwachen *Selbstbildern*, die in ihrer Gesamtheit zu einem schwachen *Identitätserleben* geführt haben, positivere Selbstbilder, eine positive Identität aufbauen kann. Es müssen also nicht nur Wahrnehmungs-, Reflexions- und Einsichtsprozesse – *Kompetenzen*, Wissensstände, Fähigkeiten - verändert werden, sondern es müssen auch Lebenspraxis, Fertigkeiten, *Performanzen* als konkretes Handeln verändert werden. Nur so kann ein Erleben von neuen Szenen, Stücken/Skripts, *Narrationen* erfolgen und damit der Grund für neue Erzählungen gelegt werden, die sich im autobiographischen „inneren“ Erzählen verhaltenssichernd reinszenieren, die aber auch im „äußeren“ sozialen Rahmen erzählt werden, was zu Neubewertungen der Person und zu neuen Erzählungen über sie führen kann, damit aber auch zu neuen Qualitäten in den identitätsformenden Fremdattributionen.

Derartige identitätsstiftende bzw. -prägende Erzählungen (Petzold 1991a, 2001b) finden in den fünf wesentlichen Identitätsbereichen statt, die in der Integrativen Identitätstheorie von Petzold modellhaft konzeptualisiert wurden und sich für diagnostische und therapeutische Vorgehensweisen in besonderer Weise eignen (Petzold, Orth 1994).

Sie seien kurz dargestellt.

### Die „Fünf Säulen der Identität“

Vorab muß unterstrichen werden, daß die **Identitätsprozesse** der „*Fremdattribution*, *Bewertung*, *Selbstattribution*, *Internalisierung*“ auch für jeden einzelnen Bereich, für jede einzelne „Identitätssäule“ zum Tragen kommen.

I. Die **Leiblichkeit** des Menschen setzen wir als Bereich an die erste Stelle.

**Fremdattributive Identifizierung:** „Das ist eine anmutige und zugleich sportive Erscheinung“ – sagen Männer wie Frauen über die „Neue“ im Tennisclub.

**Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin sportiv, ich weiß mich geschmeidig und elegant zu bewegen“.

Die Leiblichkeitssäule umfaßt u.a. eine gute Gesundheit, eine erfüllte Sexualität, ein Erleben leiblicher Integrität, eine Zufriedenheit mit seinem Aussehen als zentrale Identitätsmerkmale. Sich „in seiner Haut wohlfühlen“, in „seinem Körper zu Hause sein“, das sind Qualitäten, die die Leiblichkeitssäule der Identität kennzeichnen. Gesundheit (*health*), Wohlbefinden (*wellness*) und Leistungsfähigkeit (*fitness*), die Vitalität und Anmut

des Körpers werden durch Sport, Spiel, Leben in der Natur mit einem **bewegungsaktiven Lebensstil** (Orth, Petzold 1998) und einer **leibbewußten Körperpflege** – durch ein „caring“, einen sorgsam Umgang mit sich selbst erreicht und gefördert. Die moderne Gesundheitskultur, in der sportive Aktivität Teil des „Lifestyles“ ist – und auch das „Fit for Fun“ kann durchaus dazugehören –, trägt diesem Identitätsmoment durchaus Rechnung. In einem modernen Lebensstil hat neben dem Berufserfolg eine gesunde vitale Leiblichkeit durchaus Platz, wobei natürlich immer die Gefahr gegeben ist, daß Gesundheit zu Ware und zum Produkt wird, zu einem Zwang „fit und gut drauf“ zu sein, zum Zwang „marktgängige“ Schönheitsideale zu realisieren, „trendy“ zu sein, egal um welchen Preis. Dann können die „Mühen der Verwirklichung *normierter Identität*“ mit „Trimmen und Slimmen“, mit riskanten chirurgischen Eingriffen und der „*Silikonisierung*“ des Körpers gar das positive Moment eines leiborientierten Identitätsbewußtseins bedrohen. Aber hier liegt auch eine freie Entscheidungsmöglichkeit, Gesundheitsbewußtsein als weibliche Form der Bewegungsbildung und Bewegungsgestaltung, als einen weiblichen Weg des „carings“ um Leiblichkeit zu entdecken und zu entfalten. Der Leib wird zur Möglichkeit für das freie Spiel persönlicher Kreativität – im Tanz, in Mimik und Gestik, den Formen verbaler und nonverbaler Kommunikation, durchaus in der Pflege der Körpers, der Schönheit und in der Entwicklung einer persönlichen Anmut.

**II. Die sozialen Beziehungen** sind der zweite Identitätsbereich. Soziale Netzwerke, Konvois (Hass, Petzold 1999) - der Familie (familiales), des Freundeskreises (amicales), des Kolleginnenkreises (kollegiales Netzwerk) sind gleichfalls ein zentrales Identitätsmoment.

**Fremdattributive Identifizierung:** „Die hat aber einen netten Freundeskreis!“ sagen die Gäste nach einer Einladungen über „Sie“. **Bewertungsprozesse:** „Da haben sie recht!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, auf meine Freunde kann ich stolz sein!“. Auch bei dieser Identitätssäule ergeben sich frauenspezifische Perspektiven, insbesondere durch weibliche Kollegialität, durch Freundschaft, Partnerschaft, Mutterschaft und Kindererziehung, wo sich in den Intimitätsräumen der „Zwischenleiblichkeit“ spezifische Identitätsbereich entwickeln, die einerseits Chancen der Selbstentwicklung bieten – etwa in der und durch die Erziehungsarbeit -, andererseits aber auch Einschränkungen mit sich bringen, was die Möglichkeit der persönlichen Verwirklichung in weiteren Identitätsbereichen anbelangt, z.B. dem dritten Identitätsbereich.

**III. Arbeit und Leistung, Freizeit** sind der dritte Identitätsbereich. **Fremdattributive Identifizierung:** „Das ist eine tüchtige und zuverlässige Schwester“ – sagen die PatientInnen auf der Station und die ÄrztInnen der Abteilung. **Bewertungsprozesse:** „Da liegen sie richtig!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin fachlich voll auf der Höhe und ich setze mich für meine Patientinnen ein!“

Gerade in Kulturen, in denen die berufliche Tätigkeit, beruflicher Status und berufliche Leistungen von hoher Bedeutung sind, haben Frauen, die den Bereich der Mutterschaft ernst nehmen, deutliche gesellschaftliche Nachteile. Die immer größeren Anforderungen an ArbeitnehmerInnen was Flexibilität, Mobilität, Leistungsbereitschaft und Leistungsanforderungen anbelangt – besonders in aufstiegsorientierten Berufskarrieren - macht das Ausfüllen von „Doppelrollen“ nur noch schwer vereinbar: zum einen „Berufstätige und Karrierefrau“, zum anderen „Hausfrau und Mutter“. Da kommt es oft zu Doppelbelastungen, die körperliche Spannkraft und leibliches Leistungsvermögen überfordern. Es gibt keine Erholungszeiten, kaum Freizeitaktivitäten. Die Arbeit im Dienst und die „Dienstleistungen“ zu Hause lassen für Muße und Selbstbesinnung keinen Raum. „*Zeitextendierter Streß*“, Dauerbelastungen, „*dayly hassles*“ – was man etwa mit nervtötendem Alltagskram übersetzen kann – führt zu einer „*Erosion der persönlichen Tragkraft*“. Frauen geraten in immer tiefergreifende Erschöpfungszustände, die ihr *Erholungsverhalten* schwächen und psychosomatische Reaktionen oder gar somatoforme Strörungen mit Krankheitswert im Gefolge haben können: Schlafstörungen, Kopfschmerz,

Migräne, Magen- und Darmprobleme, Herz- und Kreislaufbeschwerden. Das führt zu Überlastungsreaktionen, die auch ins familiäre Feld wirken, in den kollegialen Bereich, was für das Leistungsvermögen insgesamt negative Auswirkungen hat. Erkrankungen, Fehlzeiten, Fehl- und Minderleistungen sind die Folge. Etwas kommt zu kurz oder auch mehreres: die Erziehung, die Beziehung, die Freundschaften, die Arbeit. Das wirkt sich oft auch im vierten Identitätsbereich aus.

**IV. Materiellen Sicherheiten** (Geld, Wohnung, Kleidung) sind wesentlich, denn wenn sie wegfallen, geht das massiv an die Identität. **Fremdattributive Identifizierung:** „Die hat ein schönes Haus und einen wunderbaren Garten!“ sagen die NachbarInnen. **Bewertungsprozesse:** „Stimmt!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, unser Haus, da haben wir viel reingesteckt, und mein Garten, das ist wirklich mein Reich!“

„Materielles“ aus eigener Arbeit zu gewinnen, ist für Frauen wesentlich, um nicht auf eine abhängige Hausfrauenrolle festgelegt zu werden. Weil ein Rückzug aus dem Identitätsbereich der Arbeit und Leistung zugleich die Möglichkeiten, „eigenes Geld zu verdienen“ und über die damit verbundenen Freiheiten zu verfügen, einschränkt, wird dieses Thema für viele Frauen so wichtig. Finanzielle Spielräume eröffnen in der Tat „Freiräume“, die die Verwirklichung von Identität maßgeblich beeinflussen. Die Abhängigkeit „vom Geld des Ehemannes“ wird oft als Beschneidung von Freiheit erlebt und führt dazu, daß beruflicher Tätigkeit eine besonders große Bedeutung zugemessen wird. Die Folge ist, daß viele Frauen alles tun, um ihrer Berufstätigkeit nachzukommen, auch wenn das über ihre Kräfte geht und für ihre körperlich-seelische Gesundheit negative Folgen hat oder haben kann. Weibliche Leiblichkeit ist hier durchaus in einer prekären, ja gefährdeten Situation.

**V.** Die **Werte** sind schließlich der fünfte Identitätsbereich, der zu nennen ist. Die **Fremdattributive Identifizierung:** „Die engagiert sich mit echtem Einsatz bei Amnesty, Hut ab!“ meinen die Freunde und KollegInnen. **Bewertungsprozesse:** „Das kann man wohl sagen, richtig gesehen!“, meint „Sie“. **Selbstattributive Identifikation:** „Ja, ich bin da wirklich, engagiert, für Menschenrechte will ich mich einsetzen!“

Menschen beziehen aus ihren Werten Sinn und Kraft und ihre Zugehörigkeit zu Wertegemeinschaften (Kirchen- und Glaubensgemeinschaften, politische Organisationen, Frauenorganisationen, humanitäre oder ökologische Vereinigungen). Sie sind durchaus wichtige, identitätsbestimmende Quellen. Werte werden „verkörpert“, führen zu einer „Haltung“, die sich im Verhalten zeigt. Das griechische Wort „*Ethos*“ heißt Verhalten und macht damit deutlich, daß *Ethik die Praxis ethischen Handelns und Tuns ist*. Nicht nur „die Wahrheit ist konkret“, auch „*die Ethik ist konkret*“, und hier müssen Überlegungen zu einer „weiblichen Ethik“ ansetzen. Diese muß unabdingbar „praktisch“ sein, denn Frauen sind in einer eminenten Weise praktisch. Das Gebären und Aufziehen von Kindern, das Pflegen von Kranken, das Begleiten von Sterbenden, das Bestellen von Gärten, das Führen eines Haushalts waren über Jahrhunderte bis in die Gegenwart zentrale Bereiche praktischen Tuns in den Lebensvollzügen der meisten Frauen; das Pflegen von Beziehungen, das sorgsame Gestalten von familiären – oder breiter – von zwischenmenschlichen, zwischenleiblichen Klimata, in denen sich Menschen wohlfühlen und wachsen können, gehört in besonderer Weise zum „weiblichen *ethós*“, einem Ethos, das der **Konvivialität**, einem guten, freundlichen, kordialen Miteinander verpflichtet ist. Nicht, daß Männer in diesen Bereichen nicht zu finden wären, nichts zu suchen, nichts zu bieten hätten – eine solche Polarisierung ist weder angebracht noch richtig. Im Gegenteil, ihre Präsenz, Kompetenz und Mitwirkung ist unerläßlich. Aber *Frauen sind dem Lebendigen in einer besonderen Weise verbunden, in einer Weise, die als eine katalytische Kraft für die Gestaltung, das Entstehen, die Pflege, das Kultivieren lebensfreundlicher Verhältnisse zur Wirkung kommen kann und muß, einer Weise auch, die die harten und gefährlichen Potentiale, welche uns Hominiden auch eigen sind, – Männern und Frauen, das gilt es zu betonen – abpuffert und sich der Destruktivität des Menschen entgegenstellt* (Petzold, Orth, Schuch, Steffan 2001). Damit sind Frauen in keiner Weise auf die Rolle von „sanften

Wesen“ festgelegt. Sie sind vielmehr in ihrem Engagement für das Leben **liebepoll und kämpferisch**. Sie stecken Männer mit diesem Engagement an –, verbinden sich mit lebensfreundlichen Männern und Frauen in ihrem Eintreten für menschenwürdige, lebenswerte Verhältnisse. Sie vermitteln im Sinne eines erfahrenen und erfahrbaren *Ethos*, daß „Ehrfurcht vor dem Leben“ – diese großartige Maxime *Albert Schweizers* - keine abstrakte Kategorie ist, sondern eine im *gemeinsamen* ethischen „Handeln für das Leben“ *erlebte* Kategorie. Sie gründet „in der Sorge für die Integrität des Lebens mit seinen vielfältigen Lebensformen und in einer **Freude am Lebendigen**, und muß damit als eine **konviviale Ethik** verstanden werden“ (Petzold 2000h). In der Identität von Frauen sind in sehr unmittelbarer Weise *Leiblichkeit und Weiblichkeit, Frausein und Lebendigkeit* „in *Gemeinschaft*“ verwoben. Frauen sind in einer ganz besonderen, leibnahen Weise dem Leben verbunden, und Leben ist immer ein Miteinander - hoffentlich ein gutes, ein freundliches, ein heiteres Miteinander, wie man es bei einem Fest, einem Treffen von FreundInnen einem guten Mahl findet, wo sich Menschen gesellig um die Tafel zusammenfinden und jeder ein „**convivus**“, ein willkommener Gast beim Mahl ist. Frauen haben in einer so fundierten Lebenspraxis wichtige Möglichkeiten und Aufgaben: durch die Verwirklichung einer leibnahen, konvivialen Ethik in einer weiblichen Identität dazu beizutragen, daß das Klima in modernen Gemeinschaften und Gesellschaften nicht kälter wird.

In all diesen aufgeführten Identitätsbereichen, den fünf Identitätssäulen, müssen Frauen daran arbeiten, ihre spezifischen Chancen zu entdecken, auszuschöpfen und Gestaltungsspielräume zu nutzen, denn damit gewinnen sie Identitätsvielfalt und können sich neue Wege erschließen, die eigene Identitätsentwicklung bewußter in die eigenen Hände zu nehmen, eine Integrations- und Entfaltungsarbeit für ihr persönliches Leben leisten (Orth 1993).

Die Frauenemanzipation mit ihrer langen Tradition und ihren oft steinigen Wegen und die Entwicklung zumindest in den westlichen Technationen hat dazu geführt, daß die Chancen, eine vielfältige, reiche Identität zu leben, für den Menschen gewachsen sind, insbesondere auch für Frauen gewachsen sind – trotz aller Einschränkungen, die es noch gibt. *Michel Foucault* hat einmal gefragt: „Und das Leben des Menschen, könnte es nicht ein Kunstwerk sein?“ Ja, es kann ein Kunstwerk sein. Die eigene Existenz zu gestalten, **Bildhauer der eigenen Identität zu werden**, ist ein gleichsam künstlerischer Zugang zu den Themen **Leiblichkeit, Weiblichkeit und Identität**, Themen, die Frauen immer wieder auf neue faszinierende Wege führen, sich selbst **miteinander** in kokreativer Weise zu verwirklichen.

### Zusammenfassung

Der Text stellt in praxisnaher Form zentrale Positionen der Integrativen Identitätstheorie (Petzold) vor. Dabei werden spezifisch Probleme weiblicher Identität reflektiert mit der Zielrichtung, in der praktischen Arbeit mit Klientinnen Benachteiligungen von Frauen anzugehen und Chancen zu erschließen.

### Summary

The text presents core positions of Integrative Identity Theory (Petzold) in a practice oriented way. Specific problems of female identity are reflected aiming to confront in practical work with female clients disadvantages for them and to open up chances for the feminine identity.

**Key words:** Identity Theory, Integrative Therapy, Gender, Female Identity

### Literatur:

Beck, U., Giddens, A., Lash, S. (1996): Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Derrida, J. (2000): Politik der Freundschaft. Frankfurt: Suhrkamp.

- Goodman, P. (1986): Einige Bemerkungen zur Kriegsmentalität [1962]. In: *Petzold, H.G.* (Hrsg.)(1986a): *Psychotherapie und Friedensarbeit*. Paderborn: Junfermann. S. 11-20.
- Hurrelmann, K. (1995<sup>5</sup>): *Einführung in die Sozialisationstheorie*. Weinheim: Beltz.
- Moscovici, S. (2001): *Social Representations. Explorations in Social Psychology*. New York: New York University Press.
- Müller, L., *Petzold, H.G.* (1999): Identitätsstiftende Wirkungen von Volksmusik - Konzepte moderner Identitäts- und Lifestylepsychologie für die Musiktherapie am Beispiel des Schweizer Volksliedes. *Integrative Therapie* 2-3, 187-250.
- Orth, I. (1993): Integration als persönliche Lebensaufgabe. In: *Petzold, Sieper* (1993a) 371-384.
- Orth, I. (1994): Der domestizierte Körper. Die Behandlung beschädigter Leiblichkeit in der Integrativen Therapie. *Gestalt (Schweiz)* 21, 22-36.
- Orth, I. (1996): Leib, Sprache, Gedächtnis, Kontextualisierung. *Gestalt (Schweiz)* 27, 11-17.
- Orth, I., *Petzold, H.G.* (1990c): Metamorphosen - Prozesse der Wandlung in der intermedialen Arbeit der Integrativen Therapie, in: *Petzold, H.G., Orth, I., 1990a*. Die neuen Kreativitätstherapien. Handbuch der Kunsttherapie, 2 Bde., Junfermann, Paderborn
- Orth, I., *Petzold, H.G.* (1998a): Heilende Bewegung - die Perspektive der Integrativen Leib- und Bewegungstherapie. In: *Illi, U. Breithecker, D., Mundigler, S.* (Hrsg.) (1998): *Bewegte Schule. Gesunde Schule*. Zürich: Internationales Forum für Bewegung (IFB). 183-199.
- Orth, I., *Petzold, H.G., Sieper, J.* (1999): Ideologeme der Macht in der Psychotherapie - Reflexionen zu Problemen und Anregungen für alternative Formen der Praxis. In: *Petzold, Orth* (1999) 269-333.
- Petzold, H.G.* (Hrsg.) (1974): *Drogentherapie - Methoden, Modelle, Erfahrungen*, Junfermann/Hoheneck, Paderborn; 3. Aufl. (1983): *Fachbuchhandlung für Psychologie*. Frankfurt: D. Klotz.
- Petzold, H.G.* (1988t): Methoden des therapeutischen Umgangs mit Symbolen und Symbolisierungsprozessen, Vortrag auf dem 7. Deutschen Symposium für Kunsttherapie, 27.-30.11.1988. Hückeswagen: Fritz Perls Akademie.
- Petzold, H.G.* (1991a): *Integrative Therapie. Ausgewählte Werke Bd. II, 1: Klinische Philosophie*. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G.* (1991o): Zeit, Zeitqualitäten, Identitätsarbeit und biographische Narration - Chronosophische Überlegungen. In: *Petzold* (1991a) 333-395.
- Petzold, H.G.* (1996j): Identitätsvernichtung, Identitätsarbeit, "Kulturarbeit" - Werkstattbericht mit persönlichen und prinzipiellen Überlegungen aus Anlaß der Tagebücher von *Victor Klemperer*, dem hundertsten Geburtstag von *Wilhelm Reich* und anderer Anstöße. *Integrative Therapie* 4, 371-450.
- Petzold, H.G.* (Hg.) (1998h): *Identität und Genderfragen in Psychotherapie, Soziotherapie und Gesundheitsförderung*, Bd. 1 und 2. Sonderausgaben von *Gestalt und Integration*. Düsseldorf: FPI-Publikationen.
- Petzold, H.G.* (1999q): Das Selbst als Kunstwerk - Rezeptive Kunsttherapie und die heilende Kraft „ästhetischer Erfahrung“. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI/EAG. und in: *Kunst & Therapie* 1-2/1999, 105-146.
- Petzold, H.G.* (2000h): Wissenschaftsbegriff, Erkenntnistheorie und Theorienbildung der „Integrativen Therapie“ und ihrer biopsychosozialen Praxis für „komplexe Lebenslagen“ (Chartacolloquium III). Düsseldorf/Hückeswagen: Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit. Überarbeitet 2002 in: Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 01/2002.
- Petzold, H.G.* „et al.“ (2001b): „Lebensgeschichten verstehen, Selbstverstehen, Andere verstehen lernen“ – Polyloge collagierender Hermeneutik und narrative „Biographiearbeit“ bei Traumabelastungen und Behinderungen. *Materialien aus der Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 04/2001, erscheint auch in *Integrative Therapie* 4/2002
- Petzold, H.G.* (2001d): "Goodmansche" Gestalttherapie als „klinische Soziologie“ konstruktiver Aggression? – 50 Jahre „Goodman et al. 1951“ mit kritischen Anmerkungen zu Blankertz "Gestalt begreifen" - ein Beitrag aus integrativer Perspektive, Teil I *Gestalt* 40 (Schweiz) 48-66; Teil II, *Gestalt* 41

- Petzold, H. (2002a): Integrative Therapie. 3 Bde. Paderborn: Junfermann, überarb. und ergänzte Neuauflage von 1991a/1992a/1993a.
- Petzold, H. G. (2002b): Zentrale Modelle und KERNKONZEPTE der „INTEGRATIVEN THERAPIE“. Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 03/2002.
- Petzold, H.G. (2002g): Coaching als „soziale Repräsentation“ – sozialpsychologische Reflexionen Untersuchungsergebnisse zu einer modernen Beratungsform. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 05/2002 (Supervision).
- Petzold, H.G. (2002h): „Klinische Philosophie“ – Menschen zugewandtes Lebenswissen von Natur und Kultur. Über die Quellen der Integrativen Therapie, Einflüsse und ReferenztheoretikerInnen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 06/2002.
- Petzold, H.G., Bubolz, E. (Hrsg.) (1976a): Bildungsarbeit mit alten Menschen. Stuttgart: Klett.
- Petzold, H.G., Mathias, U. (1983): Rollenentwicklung und Identität. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I. (Hrsg.) (1985a): Poesie und Therapie. Über die Heilkraft der Sprache. Poesietherapie, Bibliothherapie, Literarische Werkstätten. Paderborn: Junfermann.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1993a): Therapietagebücher, Lebensspanorama, Gesundheits-/Krankheitspanorama als Instrumente der Symbolisierung, karrierebezogenen Patientenarbeit und Lehranalyse in der Integrativen Therapie. *Integrative Therapie* 1/2 (1993) 95-153; auch erw. in Petzold, Sieper 1993)125-172.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1994a): Kreative Persönlichkeitsdiagnostik durch "mediengestützte Techniken" in der Integrativen Therapie und Beratung. *Integrative Therapie* 4 (1994) 340-391.
- Petzold, H.G., Orth, I. (1998b): Wege zu "fundierter Kollegialität" - innerer Ort und äußerer Raum der Souveränität, in: *Slembek, E., Geissner, H. (1998): Feedback. Das Selbstbild im Spiegel der Fremdbilder.* St. Ingbert: Röhrig Universitätsverlag. 107-126.
- Petzold, H.G., Orth, I., Schuch, W., Steffan, A. (2001): Integrative Therapie als „angewandte Anthropologie“ in einer „transversalen Moderne“ – konnektivierende Theorienbildung und polylogische Praxisstrategien (Chartacolloquium II). Überarbeitete Version 2002 Düsseldorf/Hückeswagen, FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäische Akademie für Psychosoziale Gesundheit* - 02/2002.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (1993a): Integration und Kreation, 2 Bde. Paderborn: Junfermann, 2. Aufl. 1996.
- Petzold, H.G., Sieper, J. (1998): Einige Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Betrachtung von Identitätsprozessen. In: *Petzold (1998h)* 265-299
- Sieper, J. Petzold, H.G. (2002): Der Begriff des „Komplexen Lernens“ – Dimensionen eines „behavioralen Paradigmas“ in der Integrativen Therapie: Lernen und Performanzorientierung, Behaviourdrama, Imaginationstechniken und Transfertraining. Düsseldorf/Hückeswagen: FPI-Publikationen: *Materialien aus der Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit* - 10/2002.
- Ricœur, P. (1983): Temps et récit, Vol. 1, Paris: Gallimard; dtsh. Zeit und Erzählung, Bd. 1, München: Fink, 1988.
- Ricœur, P. (1984): Temps et récit, Vol. II. Paris: Gallimard; dtsh. Zeit und Erzählung, Bd. 2, München: Fink, 1989.
- Ricœur, P. (1985): Temps et récit, Vol. III. Paris: Gallimard; dtsh. Zeit und Erzählung, Bd. 3, München: Fink, 1991.
- Ricœur, P. (1990): Soi-même comm un autre. Paris: Gallimard.

**Adresse der Autorin:**

**Dipl.-Sup. Ilse Orth**

Europäische Akademie für

psychosoziale Gesundheit  
Wefelsen 5, Beversee  
D 42499 Hückeswagen

---

<sup>i</sup> »Ein *Organismus* ist zu sehen als das Gesamt integrierter biologischer Prozesse lebendiger Zellen bzw. Zellverbände, zentriert in ihrem jeweiligen Kontext/Kontinuum (Habitat, Nische), mit dem sie unlösbar verbunden sind: Organismus ist „fungierender“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozeß**.

Der in die *Lebenswelt* eingewurzelte Mensch hingegen ist **Organismus und Subjekt zugleich**, ist ein nicht nischengebundenes „human animal“, das im Verlaufe der Evolution durch die Ausbildung eines höchst differenzierten Cortex, der und dessen Funktionen selbst Ergebnis neuronaler Selektionsprozesse sind (*Edelman*), Überlebensfähigkeit gewonnen hat und zwar in „fungierenden“ und „intentionalen“ **Umwelt/Mitwelt/Innenwelt/Vorwelt-Prozessen**. Diese Überlebensfähigkeit zentriert in der Möglichkeit des Menschen zur „**exzentrischen Reflexivität** und **Repräsentation seiner selbst**“, ja aufgrund rekursiver und evolutiver Prozesse der Kultur zu „**Metarepräsentationen seiner selbst**“ als Mensch eines spezifischen Kulturraumes: z. B. als Angehöriger eines Stammes, als römischer Bürger, als Vertreter eines Standes, als Citoyen, emanzipiertes Individuum, als *polyzentrisches Subjekt* einer transversalen Moderne. Er ist ein Wesen, das sich seiner selbst, seiner eigenen Natur und seiner Kultur bewußt geworden ist und in permanenter Selbstüberschreitung bewußt wird, ja das sich selbst und seine Lebensbedingungen gestaltet, aber damit die organismische Basis seines Subjektseins dennoch nicht verlassen und verlieren kann, genausowenig wie *Kultur* ihrer Basis, der *Natur*, zu entkommen vermag.

*Ein Mensch ist der Prozeß einer produktiven Subjekt-Welt-Bewußtsein-Verschränkung in actu*, in dem dieser Prozeß selbst durch höchst komplexe informationale Formatierungen auf einer Ebene von Metarepräsentationen reproduziert wird, wobei sich auch die Konstituierung eines Bewußtseins und damit von Subjektivität vollzieht. In diesem Prozeß kommt sich *dieser selbst* in der und durch die Metarepräsentativität als Strom subjektiven Selbsterlebens zu Bewußtsein und vermag selbst diesen Vorgang im Sinne einer **Hyperexzentrizität** zu erfassen. Als Produzierender und Produzierter, Erkennender und Erkannter zugleich bleibt in diesem gesamten Geschehen indes für den Einzelnen ein „*strukturelles punctum caecum*“, das durch den Blick von Anderen, die Erkenntnis- und Forschungstätigkeit von Anderen – potentiell der gesamten Menschheit – gemindert, aber nie gänzlich beseitigt werden kann, damit also auch eine kollektive strukturelle Einschränkung bedeutet.« (*Petzold* 2002b).

<sup>ii</sup> *Goodman* (1986, 19) empfahl „a good fuck and a good fistfight“ als eine Lösung (und sei es nur ein Lösungsaspekt) für das Aggressionsproblem und das Problem der Machtlosigkeit, und das der „Kriegsmentalität“.

<sup>iii</sup> Hier wird von *Petzold* (2002g) ein wichtiges sozialpsychologische Konzept von *Serge Moscovici* verwandt, daß aber erweitert hat, denn sein Modell zeigt, daß es keineswegs nur um die Herausbildung *kollektiver Kognitionen* geht, auf die *Moscovici* sich konzentrierte sondern auch um emotional getönte Wertungen, volitive Impulse, weshalb er an Stelle des Begriffes der „*kognitiven Repräsentation*“ den breiteren Term „*mentale Repräsentation*“ verwandte. Deshalb hat er in seinem Konzept von „komplexen sozialen Repräsentationen“ gesprochen und erweitern definiert: »**Komplexe soziale Repräsentationen** sind Sets kollektiver Kognitionen, Emotionen und Volitionen mit ihren Mustern des Reflektierens bzw. Metareflektierens in polylogischen Diskursen bzw. Korrespondenzen und mit ihren Performanzen, d.h. Umsetzungen in konkretes Verhalten und Handeln. Soziale Welten entstehen aus *geteilten Sichtweisen* auf die Welt und sie bilden geteilte Sichtweisen auf die Welt. Sie schließen Menschen zu Gesprächs-, Erzähl- und damit zu Interpretations- und Handlungsgemeinschaften zusammen und werden aber zugleich durch solche Zusammenschlüsse gebildet und perpetuiert – rekursive Prozesse, in denen soziale Repräsentationen zum Tragen kommen, die wiederum zugleich narrative Prozesse *kollektiver Hermeneutik* prägen, aber auch in ihnen gebildet werden.“



---

In dem, was sozial repräsentiert wird, sind immer die jeweiligen Ökologien der Kommunikationen und Handlungen (*Kontextdimension*) zusammen mit den vollzogenen bzw. vollziehbaren Handlungssequenzen mit repräsentiert, und es verschränken sich auf diese Weise Aktional-Szenisches und Diskursiv-Symbolisches im zeitlichen Ablauf (*Kontinuumsdimension*). Es handelt sich *nicht* nur um eine repräsentationale Verbindung von Bild und Sprache, es geht um Filme, besser noch: dramatische Abläufe als Szenenfolgen oder - etwas futuristisch, aber mental schon real -, um *sequentielle Hologramme*, in denen alles Wahrnehmbare und auch alles Vorstellbare anwesend ist. Verstehensprozesse erfordern deshalb (*Petzold 1992a, 901*) eine diskursive und eine aktionale Hermeneutik in Kontext/Kontinuum, die Vielfalt konnektiviert und Bekanntes mit Unbekanntem verbindet und vertraut macht.« (*Petzold 2000h*).